



Rothilda von Rotortod: **Überdreht**

Teil II. Die Landepfähle *Zehn Jahre später*

Rothilda von Rotortods Roman Überdreht fasst das Gefühl der Entfremdung von der Natur, das aus der zunehmenden Vergitterung der Landschaft durch Windkraftanlagen resultiert, in das Bild eines Überwältigtwerdens der Menschheit durch Außerirdische (vgl. [Interview mit der Autorin](#)).

Ausgangspunkt der Handlung sind Probleme, die sich aus der Erfindung einer Verjüngungsspielle auf dem Planeten Kadohan ergeben: In absehbarer Zukunft drohen Platz und Ressourcen knapp zu werden. Einziger Ausweg: die Suche nach einem Ersatzplaneten. Dabei fällt die Wahl auf den Planeten "Erde". Dort gibt es aber dummerweise bereits intelligentes Leben ...

[Teil I: Im Visier der Außerirdischen](#)

Inhalt

1. Ein Alptraum	3
Feuerräder	3
Freiheitsträume	4
Industrialisierte Idylle	5
Frieda und Schampus	6
Eine Talentshow	8
Windkraftkünstler	9
 2. Eine Strategiesitzung auf Kadohan	 11
Heimkehrfreude	11
Das Gift der Finsternis	12
Die Zukunftskommission	14
Leuchtende Erfolge.....	16
Ein nützlicher Erdlingskult	18
Hitze Diskussionen.....	20
 3. Reinhard	 23
Nebelzauber	23
Eine unsichtbare Bedrohung	24
Ein Selbstversuch.....	27
Klagelaute	29
Pietätlos.....	32
 4. Unter Mordverdacht	 33
Eine Sondersendung.....	33
Lazarov	35
Der Informationsverdichter.....	37
Ein ungleiches Spiel	39
Sensationelle Entwicklungen.....	41
Ein hinterhältiger Plan	42

1. Ein Alptraum

Feuerräder

Schweißgebadet saß Maggie in ihrem Bett. Mechanisch strich sie sich ein paar der langen blonden Strähnen aus dem Gesicht, die sich wie ein Spinnennetz um ihren Kopf gelegt hatten.

Im Traum war sie von einem Kreis gewaltiger Feuerräder umschlossen gewesen. Vor dem dunklen Himmel sah es so aus, als würde jeder der riesigen Flügel einen eigenen Schweif hinter sich herziehen. Je schneller die Bewegungen wurden, desto mehr näherten sich die Schweife einander an, bis sie einander schließlich zu berühren und einen einzigen, geschlossenen Kreis zu bilden schienen.

Nun waren es nicht mehr Feuerräder, die Maggie umgaben, sondern Feuerbälle. Glutrote, flackernde, glühend heiße Feuerbälle. Je länger sie sich um sich selbst drehten, desto mehr blähten sie sich auf. Immer näher rückten sie an Maggies Körper heran, immer deutlicher spürte sie ihren alles versengenden Atem auf ihrer Haut. Und dann, auf einmal, ein Prasseln und ein Zischen, wie wenn jemand einer gefräßigen Glut Nahrung hinwirft: Die Feuerbälle hatten sich ineinandergeschoben, nun rasten sie als eine einzige riesige Feuerwalze auf sie zu ...

Fliehen! dachte Maggie panisch, ich muss fliehen – aber wie? Und wohin? Die Feuerwalze wird doch alles unter sich begraben, es gibt keine Zuflucht vor ihr! Fieberhaft sah sie sich nach irgendetwas um, das Rettung in höchster Not versprach. Hatte sie vielleicht etwas übersehen? Gab es ein Mittel gegen die Feuerwalze, an das sie noch nicht gedacht hatte? Schon spürte sie, wie die bebenden Flammenfinger nach ihr griffen. Knisternd tasteten sie über ihren Körper, gleich würden sie ihren Hals umschließen ...

Ihr eigenes krampfhaftes Keuchen rettete ihr das Leben, indem es sie aufweckte. Regungslos lag sie da, die Augen weit aufgerissen. Noch ein Augenblick länger in diesem Alptraum, und sie wäre wohl wirklich vor Angst erstickt.

Tief durchatmen, sagte sie sich, der Traum ist vorbei, es gibt keinen Grund mehr für dein Saunaschwitzen und das Nähmaschinentackern deines Herzens! Jetzt einfach die Hand ausstrecken, das Licht anknipsen, die ausgedörrte Kehle befeuchten, dann ist alles wieder gut ...

Das Problem war nur: Sie konnte sich nicht bewegen. Eine fremde Kraft drückte sie fest auf ihre Matratze. Es war unmöglich, dagegen anzukommen. Sie konnte ihren Arm nicht heben, noch nicht einmal den kleinen Finger krümmen, ganz egal, wie sehr sie sich anstrengte.

Gut, sagte sie sich, dann schlafe ich wohl doch noch. Ist ja vielleicht auch besser so, der Schlaf ist immer noch das beste Mittel zur Erholung. Aber warum waren

ihre Augen dann geöffnet? Weshalb hatte sie noch immer das Gefühl, auf einem Grillrost zu liegen, wenn der Alptraum doch längst vorbei war? Wieso nahmen die Schwindelgefühle, die sie beim Anblick der Feuerräder befallen hatten, nun, da sie sie nicht mehr sah, sogar noch an Heftigkeit zu?

Da erst erkannte sie: Die Feuerräder waren keineswegs verschwunden. Dass sie sie nicht mehr sehen konnte, lag lediglich daran, dass sie selbst ein Teil von ihnen geworden war. Jemand musste sie auf eines der Räder geflochten haben. Nun war sie damit verwachsen, ihre Arme und Beine waren eins mit den Flügeln, sie brannten mit ihnen, verzehrend umschloss sie die Glut der Flammenschwingen. Nicht mehr lange, und sie würden alle Energie aus ihrem Körper gesogen haben. Dann würde es nur noch Feuerräder geben und keine Körper mehr, nur noch Feuerräder, überall Feuerräder, die alles Leben überschatten und erdrücken ...

Freiheitsträume

Erneut fuhr Maggie aus dem Schlaf hoch. Sie zwinkerte mit den Augen, dann fuhr sie mit der Hand über die Wand neben ihrem Bett. Dieses Mal wollte sie ganz sicher gehen, dass der Traum vorbei war. Und tatsächlich: Es blieb dunkel. Dunkel, ruhig und kühl. Die Traumgespenster hatten von ihr abgelassen.

Noch immer zittrig, tastete Maggie nach dem Wecker. Der Rolladen war heruntergelassen, sie hatte keine Ahnung, ob es noch mitten in der Nacht oder schon früher Morgen war. Ihre Hand stieß gegen etwas Metallisches, sie griff danach, doch mit ihren fahrigen Bewegungen stieß sie den Gegenstand zu Boden. Ein heftiger Aufprall, ein klirrendes Geräusch – das letzte Piepsen eines sterbenden Weckers. Jetzt musste sie also doch aufstehen, wenn sie wissen wollte, wie spät es war. Aber das war jetzt auch schon egal, nun war sie ohnehin hellwach. Maggie schwang gähnend die Füße aus dem Bett und schaltete das Licht ein. Schlaftrunken schlurfte sie zum Fenster und zog den Rolladen hoch. Es war noch immer stockdunkel draußen. Rote Lichtblitze stachen in ihre Augen. Einen Augenblick lang war es ihr, als wäre sie doch wieder in den Alptraum zurückgesunken. Ganz falsch war das ja auch nicht. Denn der nächtliche Alptraum hatte ja nur das in seine Bildersprache übersetzt, was sie tagtäglich als realen Alptraum durchleben musste.

Etwas Feuchtes, Pelziges stieß gegen ihre Hand. Schampus, ihr vierbeiniger Gefährte, hatte sich von seinem Flohmarktsessel erhoben und leckte ihr die Finger ab.

Sie strich ihm nachlässig über den cremefarbenen Kopf. "Ist ja gut ... Leg dich wieder hin – es ist ja noch mitten in der Nacht!"

Schampus sah sie aus großen, dunklen Augen an. Als er begriff, dass es noch zu früh war fürs Gassigehen, trottete er zurück zu seinem Sessel. Er drehte sich

einmal rituell um sich selbst, dann ließ er sich mit einem behaglichen Grummeln in die Kissen sinken.

Maggie schloss kurz die Augen und lehnte die Stirn gegen das Fenster. Wie lange lebte sie jetzt schon in diesem Haus? Zehn Jahre? Oder waren es doch schon elf?

Tatsächlich, demnächst mussten es elf Jahre sein. Dabei sah sie das Inserat, das sie auf das alte Bauernhaus aufmerksam gemacht hatte, noch vor sich, als hätte sie es erst gestern gelesen: "Für Individualisten und Naturliebhaber: Bauernhaus in herrlicher Alleinlage zu verkaufen, sofort beziehbar, Top-Verkehrsanbindung, Preis auf Anfrage."

Eigentlich hatte sie damals ja nur nach einer Wohnung in einem anderen Stadtviertel gesucht, um die morgendlichen Sardinienbüchsenfahrten in der S-Bahn zumindest abzukürzen. Dann aber hatte sie, einem spontanen Impuls folgend, doch nach dem Telefon gegriffen und die Nummer des Maklerbüros gewählt, das das Häuschen im Angebot hatte. In der Tat erwies es sich, zumal bei den gerade sehr günstigen Krediten, durchaus als bezahlbar.

So nahm der Hauskauf immer konkretere Gestalt an. Der Gedanke, in ein paar Jahren etwas Eigenes zu besitzen, anstatt regelmäßig fast die Hälfte ihres Einkommens in das Recht zu investieren, anderer Leute Eigentum vorübergehend nutzen zu dürfen, war einfach zu verlockend. Sie war sich zwar bewusst, dass der Weg zur Arbeit dann noch länger wäre – als Bauzeichnerin würde sie zum Teil aber auch von zu Hause aus arbeiten können. Der Platz in dem Architekturbüro war ohnehin begrenzt, so dass der Chef die Anträge auf "Home-Office" in letzter Zeit recht problemlos bewilligte.

Industrialisierte Idylle

Die Alleinlage erwies sich bei näherer Betrachtung allerdings als nicht ganz so "herrlich", wie es die Maklerpoesie verheißen hatte. Unweit des Hauses führte eine Schnellstraße vorbei, und die wenigen Nachbarn befanden sich zwar, wie es im Maklerjargon heißt, "auf Abstand", gingen dafür aber Hobbys nach, die diesen Abstand locker überbrückten. Einer veranstaltete liebend gerne Motorsägenmassaker im nahen Wald, ein anderer war Jäger und beschallte sie regelmäßig mit seinen abendlichen Feldzügen gegen alles, was seiner Flinte zu nahe kam.

Auch war "sofort beziehbar" eine sehr auslegungsbedürftige Terminologie. Sie traf zu, wenn man undichte Fenster schätzte, die einem das Gefühl vermitteln, auf der Straße zu sitzen, und wenn es einen nicht störte, bei Regen hier und da Eimer aufzustellen, um das einsickernde Wasser aufzufangen.

Aber wie das so ist, wenn man sich verliebt: Man sieht über so manches Detail hinweg, das dem neutralen Betrachter sofort ins Auge fallen würde. Schönheitsfehler erscheinen einem gar nicht als solche, sondern als ansprechende Abweichungen von der Norm, die dem Objekt der Begierde erst seinen speziellen Charme und seine persönliche Ausstrahlung verleihen.

Und in der Tat handelte es sich bei all den Mängeln ja um Dinge, die entweder korrigierbar waren oder nicht so stark ins Gewicht fielen, dass sie die Vorzüge eines Lebens auf dem Land zunichte gemacht hätten. Das Brausen des Verkehrs war weit genug entfernt, um das Gehirn darauf zu trainieren, es als Meeresrauschen zu deuten. Und sowohl die Kettensägenmassaker als auch das High-Tech-Halali fanden nur zeitlich begrenzt statt. Nach den nötigen Renovierungsarbeiten kam der Hof Maggies Traum von einem unabhängigeren Leben in freier Natur daher durchaus nahe.

Bis die Windräder kamen. Sie hatte gleich einen Schreck bekommen, als sie die Baustelle auf dem gegenüberliegenden Hügel gesehen hatte. Als sie gehört hatte, dass dort Windkraftanlagen errichtet werden sollten, war sie anfangs sogar erleichtert gewesen. Besser als ein Neubaugebiet, hatte sie sich gesagt. Erst als die Anlagen anfangen, sie mit ihrem lautstarken Hecheln nach Strom zu beschallen, als ihre roten Lichtblitze sich Nacht für Nacht in ihre Augen bohrten, hatte sie begriffen, was hier vor sich ging: Die Umgebung ihres Hauses war dabei, sich in ein gewaltiges Kraftwerk zu verwandeln.

Dabei war das erst der Anfang gewesen. Nach und nach wurden auch die übrigen Hügel in der Gegend in Aufstellflächen für Windkraftanlagen umgewidmet. Wenn man das Land heute von einem erhöhten Punkt aus überblickte, wirkte es tagsüber wie ein einziges großes Industriegebiet und nachts, mit den permanent zuckenden Lichtern der Anlagen, wie ein Flughafen mit unzähligen Start- und Landebahnen.

So hatte Maggie sich schon bald eingestehen müssen, dass ihr Traum vom beschaulichen Landleben geplatzt war. Der freien Natur war ihr Wesensmerkmal – die Freiheit – genommen worden. Ihr Wegzug aus der Stadt, als Befreiung gedacht, hatte in einem gigantischen Freiluftgefängnis geendet, in einem dichten Geflecht aus Stahlbetontürmen, mit dem ständigen Hämmern von Windkraftrotoren ums Haus, das sich ihr ins Ohr brannte wie die Trommelschläge eines kriegerischen Urwaldvolks.

Frieda und Schampus

Maggie löste sich vom Fenster und zwängte ihre traumzerzausten Locken in ein Haargummi. Dann stolperte sie in Richtung Küche. Ihre Kehle brannte, sie

musste dringend etwas trinken. Nachdem sie den Mund unter den Wasserhahn gehalten hatte, ließ sie sich im Wohnzimmer aufs Sofa fallen.

Es war noch nicht mal vier Uhr, aber an Schlaf war nicht mehr zu denken. Sie fühlte sich wie nach einem nächtlichen Marathonlauf, zerschlagen und zugleich viel zu überdreht, um sich noch einmal hinzulegen. Ob sie vielleicht Monika anrufen sollte? Neulich, als sie sich über die Schlafstörungen unterhalten hatten, an denen sie beide litten, hatten sie vereinbart, das Telefon nachts auf "stumm" zu schalten. So wären sie jederzeit füreinander erreichbar, falls sie zufällig beide wach liegen sollten. Aber hatte Monika das auch umgesetzt? Sie dachte ja selbst nicht jeden Abend daran, die Lautstärke herunterzuregulieren. Was, wenn sie ihre Freundin mit ihrem Anruf aus dem Schlaf holen würde?

Während sie noch unschlüssig ins Leere starrte, drang von der Gartentür her ein polterndes Geräusch an ihr Ohr. Es war Frieda, ihre dicke Tigerin, die offenbar gerade von ihrer Nachtschicht nach Hause kam. Hoch erfreut, ihre Dosenöffnerin nicht erst umständlich aufwecken zu müssen, katapultierte sie sich mit einem beherzten Sprung auf Maggies Schoß. Sie knetete auf den Armen ihrer Hausverwalterin herum, rieb sich mit aller Kraft an ihrer Brust, dazu schnurrte sie in Kompressorlautstärke. Der Heftigkeit ihrer Schmuseattacke nach zu urteilen, musste sie großen Hunger haben.

Schampus hob den Kopf und blickte zu seinem Frauchen herüber, blieb aber auf seinem Sessel liegen. Er wusste, dass mit Frieda nicht zu spaßen war, wenn sie derartige Besitzansprüche auf ihre Herrin erhob. Das kollektive Schmusen konnte dann durchaus mit einer blutigen Nase enden.

Frieda hatte ihr Ziel derweil schon fast erreicht. "Schon gut, du Schmeichlerin", murmelte Maggie, "ich geb' dir ja was ..."

Sobald Maggie Anstalten machte, sich zu erheben, sprang Frieda von ihrem Schoß herunter und eilte in die Küche voraus. So klein und doch so selbstbewusst, dachte Maggie. Das war echte Durchsetzungsstärke!

Nachdem sie den Napf ihrer Tigerprinzessin mit einer Doppel-Whopper-Portion befüllt hatte, ging sie zurück ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein. Sie musste einfach auf andere Gedanken kommen, sich irgendwie ablenken, dann würde sie vielleicht doch noch ein wenig schlafen können. Und die meisten Programme waren ja wirkungsvoller als das beste Schlafmittel.

Teilnahmslos zappte sie sich durch die Senderliste. Blutende Körper, heldenhafte Kommissare, Wetterpropheten, stöhnende Frauen, sensationelle Einblicke in das Leben der Ameisen, hungernde Flüchtlingskinder, Produktpreise-rinnen mit süßlichem Lächeln in der Stimme, fremde Welten, ein super schnelles Auto mit super sauberem Motor, Hände schüttelnde Staatsmänner ... Nein, dieses Kaleidoskop hatte keine beruhigende Wirkung auf sie. Sie verstand selbst nicht mehr, wie sie das hatte annehmen können.

Eine Talentshow

Maggie wollte den Fernseher gerade wieder ausschalten, da zappte sie in die Wiederholung einer Talentshow vom Vorabend hinein. Sie stutzte. Der Mann da hinten, in der Mitte der Jury: War das nicht ...? Doch, genau der war es: Alfons Heimenross, Energieminister und heimlicher Leiter der Geschicke dieses Landes! Was hatte der denn in einer Talentshow zu suchen?

Als Maggie sich in die Sendung verirrte, war gerade eine Art Tusch zu hören. Die Kamera schwenkte erst über die Bühne, dann durch den Saal, über die Reihen der glücklichen Auserwählten, die diese Show live verfolgen durften, und zoomte schließlich die gespannten Gesichter derer heran, die auf die Gunst der Jury hofften. Mundwinkel zuckten mit den Schweinwerfern um die Wette, Augen schimmerten erwartungsvoll, Locken schlängelten sich wie in einem orientalischen Beschwörungsritual in die Höhe.

Dann kam der große Moment. Der Tusch verebbte, und die Kamera nahm die Moderatorin in den Blick. Mit ihrer zentimeterdicken Make-up-Schicht und den an den Kopf geklebten Haaren wirkte sie ein wenig, als wäre sie gerade einer altägyptischen Grabkammer entstiegen.

Sphynxenhaft lächelnd, stachelte sie die gespannte Erwartung noch weiter an: "Wer sind die Sieger des Abends? Wer wird die Krone davontragen? 'Energie-reiche Kunst': Weit über tausend Künstlerinnen und Künstler haben sich von diesem Thema inspirieren lassen. Einhundert Werke haben wir Ihnen in den vergangenen Wochen präsentiert, zehn davon haben es in die engere Auswahl geschafft. Und heute nun haben Sie, meine Damen und Herren, zusammen mit unserer hochkarätig besetzten Jury entschieden: Das sind die Gewinner!"

Die Moderatorin drehte sich zu dem länglichen Tisch um, hinter dem die Jurymitglieder saßen. "Klären Sie uns auf, Herr Dr. Heimenross", sprach sie den Energieminister an, der offenbar den Vorsitz der Jury innehatte. "Wer sind denn nun unsere Preisträger?"

Maggie verzog das Gesicht. Denn nun erschien Heimenross in Großaufnahme auf dem Bildschirm: sein fettiges schulterlanges Haar, das längst grau geworden sein musste, von dem Minister aber noch immer auf jugendliches Hellbraun getrimmt wurde; seine ständig zusammengekniffenen Augen, die trotz seiner Lachfalten etwas Lauerndes hatten; das Trachtenjankerl mit der Sonnenblume, das seit seinen Anfängen in der Politik sein Markenzeichen war.

"Ich möchte mich zunächst noch einmal für die Ehre bedanken, dieser Jury vor-sitzen zu dürfen", begann er. "Dieser Wettbewerb hat auch mir persönlich gezeigt, wie weit wir mittlerweile auf unserem Weg gekommen sind. Er hat deutlich gemacht, dass wir unsere schmutzige Vergangenheit endgültig hinter uns gelassen haben. Und genau das ist es auch, was unser erster Preisträger in seinem Kunstwerk zum Ausdruck gebracht hat."

Eine dramatische Hintergrundmusik erklang, in die hinein eine Stimme aus dem Off den Namen des Glücklichen rief. Die Kamera schwenkte zunächst auf den freudig erregten Künstler, dann wurde der Bildschirm geteilt, und neben dem Gewinner der Bronzemedaille erschien das von ihm gestaltete Gemälde. Es handelte sich um ein riesiges Windrad, dessen Rotorblätter im Sonnenlicht glänzten, während zu seinen Füßen die Welt in einem schmutzigen Nebel versank. Wenn man genauer hinsah, konnte man in den Rußschwaden den explodierenden Reaktor eines Atomkraftwerks, zerwühlte Braunkohlehalden, um Atem ringende Kinder und im Ölschlamm verendende Seevögel entdecken.

Maggie stöhnte leise auf. Windkraft gut, alles gut – sie konnte die Leier nicht mehr hören. Warum hatte sie den Fernseher auch nicht gleich ausgeschaltet? Sie tastete nach der Fernbedienung, die sie neben sich auf dem Sofa abgelegt hatte. Genau in dem Augenblick aber kehrte Frieda aus der Küche zurück und sprang erneut auf ihren Schoß, den sie nach ihrer ausgiebigen Mahlzeit als Heizdecke zu nutzen gedachte. Dabei fiel die Fernbedienung zu Boden.

Müde, wie sie war, gab Maggie nach und widmete sich zunächst ihrer Tigerdame. Deren Schnurren war ohnehin so laut, dass es das Fernsehgebrabbel übertönte. Erst als Frieda sich einrollte und nur noch behaglich vor sich hin vibrierte, drängte sich die Fernsehshow abermals in den Vordergrund.

Windkraftkünstler

Unwillkürlich wandte Maggie sich wieder dem Fernseher zu – und blickte abermals ihrem Energieminister ins Gesicht. Gerade beendete er die Laudatio für den zweiten Preisträger: "... hat die Installation dieser Künstlerin uns allen vor Augen geführt, wie sehr die neuen Energien mittlerweile ein Teil unseres Alltags geworden sind. Kein Haus, keine Straße, ja noch nicht einmal der kleinste Grashalm sind denkbar ohne sie, die das Leben auf unserem Planeten schützen und ermöglichen."

Es folgte dasselbe Tam-Tam wie beim Gewinner der Bronzemedaille, nur dass dieses Mal am Ende nicht ein einzelnes Kunstwerk gezeigt wurde. Stattdessen nahm die Kamera die Zuschauer mit auf eine Fahrt durch eine Stadt, in der an jeder Ecke kleine Windradattrappen zu sehen waren: an einer Bushaltestelle, neben einer Ladestation für Elektroautos, auf einem Wohnblock, im Hof einer Schule, wo die Künstlerin mit den Kindern unzählige bunte Windparks aus Pappmaché gebastelt hatte. Als Krönung schwenkte die Kamera über eine Grünfläche, deren Wiese mit sonnenblumenartigen Windrädchen übersät war. Typisch, dachte Maggie: Alles war von Windkraft durchdrungen – nur echte Windkraftanlagen waren nirgends zu sehen.

Unwillig schüttelte sie den Kopf. Jetzt war aber Schluss! Sie wollte sich nach der Fernbedienung bücken, aber Frieda fuhr sofort die Krallen aus, zum Zeichen, dass sie keineswegs gewillt war, ihre menschliche Heizdecke kampflös zu räumen. Seufzend lehnte Maggie sich zurück und ließ die bunte Bilderflut weiter in ihr Wohnzimmer dringen.

Die Hintergrundmusik nahm nun noch einmal an Pathos zu, heroische Elemente mischten sich in sie wie bei den Filmen, in denen todesmutige Helden eine Bedrohung aus dem Weltall abwehren und so ihren Heimatplaneten vor dem Untergang bewahren. Die Kamera schwenkte erneut auf die Moderatorinnenmumie. "Und jetzt, meine Damen und Herren", verkündete sie, "der absolute Höhepunkt des Abends. Aus über tausend eingereichten Werken hat sich dieses Kunstwerk als Ihre und unsere Nummer 1 herausgeschält. Als unser aller Favorit, der das Thema 'Energiereiche Kunst' am perfektsten umgesetzt hat. Bitteschön, Herr Dr. Heimenross, Sie haben das Wort!"

Schweißperlen zeigten sich auf Heimenross' Stirn, als die Kamera ihn nun wieder ganz nah heranzoomte. Seine Stimme zitterte vor Erregung: "Ja, ich denke, wir haben einen würdigen Sieger gefunden. Lassen Sie mich aber zunächst noch einmal allen danken, die an diesem Wettbewerb teilgenommen haben. Sie alle, verehrte Künstlerinnen und Künstler, haben uns mit Ihren Werken die Augen geöffnet für die Schönheit der neuen Energie, aus der unser Land heute seine Kraft zieht. Einem Werk ist das aber, wie ich finde, in besonders vorbildlicher Weise gelungen. Denn es lässt uns ganz unmittelbar die Harmonie spüren, von der die neue Energie getragen ist. Es handelt sich dabei um ein Werk aus dem Bereich der Musik, von einem Künstler, den wir alle schon lange für seinen Mut verehren, neue Wege im Bereich der Klangkunst zu beschreiten."

Dies war das Stichwort für die Regie, die Tuschbässe wieder hochzufahren. In ihr dramatisches Wummern hinein verkündete die Off-Stimme den Namen des Goldmedaillengewinners. Im selben Augenblick erschien das Gesicht eines Mannes auf dem Bildschirm, der fast ein Zwilling von Heimenross hätte sein können – wenn er nicht um einiges jünger ausgesehen hätte. Dieselben schulterlangen Haare, dasselbe weltentrückte Grinsen, sogar dasselbe grün bestickte Trachtenjankerl. Nur die übergroße Designerbrille, die wohl die Intellektualität des Künstlers unterstreichen sollte, wich von Heimenross' Outfit ab.

Während der Künstler vor Rührung die Hände vors Gesicht schlug – was seine Brille in bedenkliche Schwingungen versetzte –, ertönte aus dem Off das Musikstück, das ihm den Siegerpreis eingebracht hatte. Maggie hörte das ihr nur allzu bekannte Hecheln der Windkraftrotoren, untermalt von dem Heulen des Windes an einem stürmischen Tag. Dazu immer wieder einzelne Böen, dann etwas, das sich wie das Rauschen von Baumkronen anhörte. Nach einer Weile setzten weitere Töne ein, die nach dem Pfeifen des Windes in hohlen Baumstämmen klangen. Ergänzt wurden sie durch sehr hohe Klangpassagen, die

Maggie an ein Konzert mit Gläsern erinnerten, das sie einmal in einer Fußgängerzone gehört hatte.

Das Musikstück mochte raffiniert komponiert sein. Die Erwartungen, die Heimenross mit seiner Ankündigung geweckt hatte, erfüllte es jedoch in keiner Weise. Jedenfalls nicht für Frieda, die schon bei den ersten Klängen die Ohren angelegt hatte. Eine gute Gelegenheit, endlich den Fernseher auszuschalten, dachte Maggie. Und tatsächlich leistete ihre getigerte Freundin dieses Mal auch keinen Widerstand, als Maggie nach der noch immer auf dem Boden liegenden Fernbedienung tastete. Sie schnurrte sogar, als das Musikstück abrupt abbrach. Vorsichtig streckte Maggie sich auf dem Sofa aus. Frieda krabbelte sogleich in ihre Armbeuge, um ihre Schulter als Kopfkissen zu nutzen. Gleichmäßig strömte ihr Schnurren in Maggies Ohr. So ließ sich auch der Schlafgott erweichen und öffnete ihr doch noch einmal die Tore zu seinem Reich. Tiefer, immer tiefer sank Maggie herab, gehüllt in einen Kokon aus weichem, warmem Fell, der noch die schrillsten Disharmonien von ihr fernhielt.

2. Eine Strategiesitzung auf Kadohan

Heimkehrfreude

Es war ein überwältigendes Gefühl, nach so langer Zeit wieder auf seinen Heimatplaneten zurückzukehren. Spontan beschloss der Leiter der Erderkundungsmission, für die sich mittlerweile die Bezeichnung "StarWind" eingebürgert hatte, sich einstweilen schlicht "Kadohano" zu nennen.

Genießerisch ließ er sich in die künstliche Schwerelosigkeit seines Zimmers fallen und blickte durch die transparenten Plasmawände hinaus in den leuchtenden Tag. Es gehörte zu den Dingen, die ihn am Leben auf der Erde am meisten befremdeten: dieses ständige Bedürfnis der Erdlinge, sich gegen ihre Umgebung abzuschotten. Noch ihre größten Fenster waren so dicht, dass kaum ein Laut oder ein Duft der Welt in ihre Behausungen drang. So hatte er sich dort ständig eingesperrt gefühlt.

Hier dagegen, auf Kadohan, waren Außen und Innen in osmotischer Weise miteinander verbunden. Die Wände waren durchsichtig, die Räume befanden sich in einem ständigen Austausch mit der Außenwelt. Das führte zu einem völlig anderen Lebensgefühl, das eher vom Aufgenommensein in der Welt geprägt war als von den Empfindungen des Abgeschottet- und Ausgesetztseins, die das Leben der Erdlinge bestimmten.

Der Expeditionsleiter ließ seinen Blick von einer Ecke des Horizonts zur anderen wandern. All das, was er früher als selbstverständlich hingenommen hatte, enthüllte sich für ihn auf einmal wieder in seiner einzigartigen Schönheit. Er hatte zwar stets um die Verletzlichkeit seines Heimatplaneten gewusst. Aber

erst jetzt, als er nach seiner langen Abwesenheit wieder das Licht der beiden Sonnen – Sija und Merza – spürte, in deren Mitte Kadohan verankert war, stieg wieder ein Gefühl für das einzigartige Gleichgewicht in ihm auf, dem sein Planet seine Existenz verdankte. Schon eine geringe Veränderung im Magnetfeld einer der beiden Sonnen könnte seinen Untergang bedeuten.

So aber lebten die Kadohaner auf einem Planeten, auf dem es keine Nacht gab. Stattdessen gab es zwei Tage, die sich sowohl in ihrer Länge als auch in Art und Intensität des Lichtes voneinander unterschieden. Die Tage wurden nach der Sonne, von dessen Licht der betreffende Teil des Planeten jeweils beschienen wurde, benannt. Der eine hieß Sijan, der andere Merzan. Das Licht, das von dem größeren, aber viel weiter entfernten Stern Sija kam, war klarer, glänzender als das von Merza ausgesandte. Dafür brachte das Merza-Licht die Konturen der Dinge deutlicher zum Vorschein. Fast schien es, als würde es diese von innen heraus zum Leuchten bringen.

Das Gift der Finsternis

Aufgrund der Eigenrotation von Kadohan war mal der eine, mal der andere Tag länger. Hell war es aber immer. Für den Expeditionsleiter war das der wichtigste Unterschied zum Leben auf der Erde, wo es, in längeren oder kürzeren Abständen, einen steten Tag-Nacht-Wechsel gab. Musste die Tatsache, dass ihre Welt regelmäßig in völliger Dunkelheit versank, nicht auch das Wesen der Erdlinge in ganz bestimmter Weise beeinflussen? War es nicht naheliegend, dass die augenfällige Unmöglichkeit, dem Sturz in die Finsternis zu entgehen, den Keim der Verzweiflung und eines blindwütigen Zorns gegen das eigene, unabwendbare Schicksal in ihnen legte? Ließ sich so nicht auch die Tendenz der Erdlinge erklären, sich immer wieder gegenseitig auszurotten, ja sogar den eigenen Planeten, ihre Nabelschnur zum Bauch des Kosmos, zu zerstören?

Für den Expeditionsleiter ergab sich hieraus auch eine Sorge, die ihn zögern ließ, den eigentlich längst möglichen Startschuss für die Invasion der Erde zu geben: Musste der spezielle Takt, der das Leben auf der Erde prägte, langfristig nicht auch das Wesen der Kadohaner verändern? Würden die Umgesiedelten sich so nicht immer mehr von den Zurückgebliebenen entfremden? Was, wenn das alles durchdringende, alles zersetzende Gift der Finsternis sie am Ende dazu verleiten würde, sich gegen ihren Heimatplaneten zu wenden?

Erschwerend kam hinzu, dass ja auch nach der Übernahme des Planeten durch die Kadohaner noch Erdlinge dort leben würden. Deren Wesensmerkmale würden sich so auch unmittelbar, unabhängig von den Einflüssen des Lebensrhythmus auf der Erde, auf die Neuankömmlinge übertragen. Dadurch könnte

am Ende eine neue Spezies entstehen, die sich sowohl von den Erdlingen als auch von den Kadohanern deutlich unterscheiden würde.

Natürlich wusste der Expeditionsleiter um die Alternative, die es zu diesem Szenario gab. Er scheute sich jedoch, sich die Existenz dieser Alternative offen einzugestehen. Ja, sie hatten in ihren Forschungslaboren auf Kadohan Keime gezüchtet, die die Erdlinge innerhalb weniger Tage auslöschen konnten. Aber zum einen konnte niemand vorhersagen, ob der tödliche Mikrobencocktail nicht auch alles andere Leben auf dem Planeten unwiederbringlich zerstören und damit die ganze Expedition ihren Sinn verlieren würde. Und zum anderen widersprach eine solche Vorgehensweise auch allen Grundsätzen, die sie auf Kadohan für den Umgang mit extragalaktischem Leben entwickelt hatten.

Vor allem aber waren die Erdlinge dem Expeditionsleiter während seines Aufenthalts auf dem Planeten viel zu vertraut geworden, als dass er über die Auslöschung der fremden Spezies in reinen Kosten-Nutzen-Kategorien hätte nachdenken können. Klar, es gab durchaus Erdlinge, denen er gleichgültig gegenüberstand. Dieser Heimenross etwa, den sie in eine Waffe zur Infiltrierung der Erdlingshirne verwandelt hatten, war für ihn nichts anderes als eine Marionette, ein Werkzeug, dessen Verlust ihn nicht weiter berührt hätte.

Andererseits: War Heimenross denn überhaupt noch ein echter Erdling? Hatte er sich durch die Ummodellierung seines Gehirns für die kadohanischen Interessen nicht längst in eine Art Bastard verwandelt? Waren es nicht gerade die neuen Charakterzüge, die sie ihm im Zuge der Umpolung seiner Persönlichkeit eingepflanzt hatten, durch die er so hölzern und so hinterhältig wirkte? Hätte man nicht auch ganz andere Wesensmerkmale seiner Persönlichkeit verstärken können, durch die er am Ende zu einem glühenden Verteidiger dessen geworden wäre, was er nun, von fremden Interessen gelenkt, zu zerstören versuchte? Letztlich war es gerade diese Formbarkeit, die Unabgeschlossenheit ihrer Existenz, die den Expeditionsleiter an den Erdlingen anzog. Eine so fortgeschrittene Zivilisation wie die kadohanische stand zwar weit weniger als die Erdlingszivilisation in der Gefahr, durch Fehlsteuerungen dem Untergang geweiht zu sein. Die nahezu vollständige Plan- und Vorhersehbarkeit aller Entwicklungen nahm dem Leben aber auch jedes Überraschungsmoment und verhinderte, dass es über sich hinauswuchs, dass es die eigenen Grenzen touchierte oder gar durchstieß.

Die Erdlinge kamen dem Expeditionsleiter dagegen manchmal vor wie jene Blumen mit den viel zu großen Blüten, von denen es auf der Erde so viele gab. Überließ man sie ihrem Schicksal, so wurde ihnen ihr eigener Übermut zum Verhängnis. Dann knickten sie um und bezahlten ihr himmelsstürmerisches Streben mit dem vorzeitigen Versinken im Staub. Stützte man sie jedoch, ließ man ihnen auch nur eine geringe Hilfe bei ihrem Wachstum angedeihen, so

entfalteten sie eine Pracht, die auf den Expeditionsleiter jedes Mal wie die Verwandlung eines Staubkorns in eine Sonne wirkte.

Die Zukunftskommission

Der Expeditionsleiter streckte sich und vollführte in der Schwerelosigkeit einen Zeitlupensalto. Dann schaltete er den Schwerelosigkeitsmodus aus und begann, sich für das Treffen der Zukunftskommission fertig zu machen. Er beschloss, sich zur Feier des Tages das Brückenzeichen auf seinen nackten Schädel zu malen. Es bestand aus zwei größeren Kreisen, die einen kleineren Kreis umrahmten – und symbolisierte so die Sternenkongstellatlon, welcher der Planet Kadohan seine Existenz verdankte.

Er hatte gerade den zweiten goldfarbenen Kreis vollendet, da begann sich in seinem Zimmer ein würziger Duft auszubreiten – das Signal für den Beginn der Konferenz! Wie war das möglich? Er war doch gerade erst aufgestanden! Sollte er tatsächlich so sehr getrödeln haben? Oder steckte ihm noch der interplanetarische Ritt in den Knochen, dieses Schweben zwischen Zeit und Raum, das einen jedes Gefühl für einen geordneten Tagesablauf verlieren ließ?

Der Expeditionsleiter beendete in aller Eile seine Schädelbemalung, dann stellte er sich auf die Mobilitätsluke. Einen Augenblick später wurde der Abwärtsmodus aktiviert, und er rauschte durch einen schmalen Schacht in die Tiefe.

Am Verteilerkreuz angelangt, reihte er sich in die Schlange der Wartenden ein, die sich vor den Förderbändern in die verschiedenen Richtungen aufgereiht hatten. Der Expeditionsleiter hatte den Eindruck, dass die Überfüllung auf Kadohan seit seiner Abreise zur Erde noch zugenommen hatte. Aber dieses Gefühl entsprang wahrscheinlich nur seiner langen Abwesenheit. Es war ihm einfach nicht mehr bewusst gewesen, wie eng es mittlerweile auf seinem Heimatplaneten zuging.

Glücklicherweise musste er nicht so lange warten, wie er befürchtet hatte. Schon nach kurzer Zeit hatte einer der Greifarme, die die Passagiere auf den Förderbändern platzierten, ihn auf die Reise in Richtung Konferenzzentrum geschickt. Dort angelangt, betrat er wieder die passende Mobilitätsluke, die ihn in wenigen Sekunden nach oben trug.

Der Sitzungssaal war, wie bei diesem überlebenswichtigen Thema nicht anders zu erwarten, prall gefüllt. Bei einem Blick über die in konzentrischen Kreisen angeordneten Sitzreihen entdeckte der Expeditionsleiter viele bekannte, aber auch einige unbekannte Gesichter. Das musste allerdings nicht unbedingt heißen, dass sich die Zusammensetzung der Runde entscheidend verändert hatte. Vielleicht hatten einige auch gerade erst ihre Verjüngungsspielle eingenommen

und sahen deshalb auf den ersten Blick anders aus, als der Expeditionsleiter sie in Erinnerung hatte.

Dass jemand in die Zukunftskommission berufen wurde, kam ja auch gar nicht so oft vor. Grundsätzlich durfte zwar jeder in allen planetarischen Entscheidungsgremien Mitglied werden. Allerdings mussten die Betreffenden auch über außergewöhnliche Kompetenzen verfügen, die eine solche Berufung rechtfertigten. Bis in die Zukunftskommission, die als höchstes planetarisches Entscheidungsgremium galt, war es dabei ein langer Weg. Die meisten hatten zuvor erst in etlichen untergeordneten Kommissionen mitgewirkt, ehe sie in den erlauchten Kreis aufgenommen wurden.

Für den Expeditionsleiter war das letztlich eine Selbstverständlichkeit: Die fähigsten und engagiertesten Köpfe sollten auch bei den Weichenstellungen für den weiteren Weg des Planeten ihre Expertise einbringen. Über das Entscheidungssystem der Erdlinge konnte er sich daher nicht genug wundern. Nicht selten lag die Entscheidungsbefugnis dort bei jenen, die die spitzesten Ellenbogen und die giftigsten Zungen hatten – und nicht bei denen, die am meisten von der betreffenden Materie verstanden oder sich am stärksten für das Gemeinwesen engagierten.

Auch dies war, wie der Expeditionsleiter fand, ein Zeichen für den niedrigen Entwicklungsstand der Erdlingszivilisation. Offenbar waren die Erdlinge noch stark von den Verhaltensmustern der Urhorde geprägt, wo lautes Brüllen und das Wegbeißen anderer wichtiger waren als Miteinanderreden und das gemeinsame Erarbeiten von Problemlösungen.

Der Blick des Expeditionsleiters blieb an einer Kadohanerin hängen, die als Einzige in der Runde Haare auf dem Kopf hatte. Der Expeditionsleiter wusste natürlich, was das bedeutete. Der Alterungsprozess ihres Körpers war schon zu weit fortgeschritten gewesen, als die Verjüngungsspielle fertig entwickelt war. So hatte sie bei ihr nicht mehr gewirkt.

Dass seine Kollegin sich die Haare wachsen ließ, war ein Zeichen dafür, dass sie sich innerlich schon auf das Überwuchertwerden ihrer Person durch die kosmische Wildnis einstimmt. In langen, grauen Locken fielen die Haare an ihr herab, sie umringten sie und schrieben sich in ihr Äußeres ein wie die Flechten an den uralten Eichen, die der Expeditionsleiter auf der Erde entdeckt hatte.

Eben diese Kadohanerin war dazu auserkoren worden, die wegweisende Sitzung der Zukunftskommission zu leiten. Im Grunde, überlegte der Expeditionsleiter, war das ein Widerspruch in sich. Einerseits bemühte man sich mit der Verjüngungsspielle, die einzelnen Lebenskreise immer wieder zu erneuern, jeden sofort wieder auf eine neue Reise zu schicken, wenn seine Kraft sich dem Ende zuneigte. Andererseits sah man jedoch gerade jene, die endgültig aus dem Karussell des Lebens heraustraten, von einem Hauch des Unendlichen umweht, der ihnen eine besondere Weisheit verlieh.

Das mochte schlicht Gewohnheit sein, ein Festhalten an althergebrachten Denkmustern. Der Expeditionsleiter vermutete jedoch eher, dass dieses Verhaltensmuster mit der Wirkungsweise der Verjüngungspille in Zusammenhang stand. War es nicht naheliegend, dass diese zu einer übermütigeren, wagemutigeren Lebenseinstellung führte, die wiederum mit entsprechenden Veränderungen in der Hirnstruktur einherging? Oder war es vielleicht sogar umgekehrt? Veränderte die Verjüngungspille die Hirnstrukturen und löschte somit all das aus, was man mit Lebenserfahrung und Altersweisheit in Verbindung brachte? Musste die körperliche Verjüngung mit einer Verkindlichung des Geistes bezahlt werden?

Hier fehlten einfach noch die nötigen Studien und Erfahrungswerte. Schließlich konnte bislang ja auch niemand sagen, wie viele Runden auf dem Lebenskarussell die Verjüngungspille den Einzelnen maximal ermöglichen würde.

Leuchtende Erfolge

Der Blick des Expeditionsleiters ruhte noch immer auf der alten Konferenzleiterin. Erst jetzt bemerkte er ihr nachsichtiges Lächeln, das sie mit einem Zucken ihres linken Mundwinkels andeutete. Hatte er sie etwa die ganze Zeit über angestarrt? Peinlich berührt lächelte der Expeditionsleiter zurück. Unwillkürlich bewegte er dabei, wie er es sich auf der Erde angewöhnt hatte, beide Mundwinkel nach oben, was die Peinlichkeit noch erhöhte. Denn das beidwinklige Lächeln war auf Kadohan ein Zeichen der Verächtlichkeit und der Überheblichkeit.

Glücklicherweise schenkte die Konferenzleiterin dem Fauxpas keine Beachtung. Sie hatte sich bereits erhoben, um die Sitzung zu eröffnen. "Nachdem unser interplanetarischer Weltenbummler in unsere Welt zurückgefunden hat, können wir ja nun endlich mit der Debatte beginnen", verkündete sie mit leiser Ironie. "Am sinnvollsten wäre es wohl, zunächst noch einmal einen Überblick über den bisherigen Stand der Mission StarWind zu erhalten."

Eine leichte Unruhe entstand. Die meisten drückten sich noch einmal tief in ihre Sitzmaschinen, um die automatische Anpassung von Rücken- und Armlehnen zu aktivieren. Dann setzten alle ihre Vorführbrille auf, die das gleichzeitige Betrachten von Demonstrationsmaterial und den Blickkontakt zu den anderen Kommissionsmitgliedern erlaubte.

Mit einer leichten Berührung seiner Brille brachte der Expeditionsleiter ein Schaubild zum Vorschein. Es zeigte die Verteilung der Landepfähle, die man den Erdlingen als Anlagen zur Erzeugung von Energie verkaufte. "Nun", begann er seinen Vortrag, "wie ihr seht, war unsere Mission bislang durchaus erfolgreich. Nachdem wir einmal das Märchen vom Windenergie-Wunder in die Welt

gesetzt hatten, hat sich die Geschichte quasi von selbst weiterverbreitet. Es war wie bei einem Mikrobencocktail. Wir konnten uns einfach danebenstellen und beobachten, wie sich die Keime vermehrten. Unsere Aufgabe bestand lediglich darin, jeweils – wenn ich es so ausdrücken darf – geeignete Keimträger zu finden, mit denen die Verbreitung besonders effektiv gelingen konnte. Um den Prozess zu beschleunigen, haben wir außerdem nach möglichen Wirkverstärkern gesucht."

Die Brille gab einen leichten Summton ab – ein Zeichen, dass mehrere Kommissionsmitglieder zu dem Punkt nähere Erläuterungen wünschten. "Ja, natürlich", ging der Expeditionsleiter darauf ein, "das bedarf noch einer genaueren Erklärung. Also: Wir haben mit unseren Messungen festgestellt, dass die Erdlinge mit der Art ihrer Energieerzeugung eine Aufheizung ihrer Atmosphäre bewirken haben. Bei einer Fortführung dieser Praxis würde es innerhalb weniger Jahre zu für die Erdlinge sehr ungünstigen Lebensbedingungen kommen. Diese Information haben wir über unsere Keimträger verbreitet, um den Handlungsdruck zu erhöhen."

"Das verstehe ich nicht", bemerkte einer aus der Runde. "Der Aufheizungsprozess ließe sich doch sicher durch eine ganz banale Molekülaufspaltung und -umsortierung aufhalten."

"Richtig", bestätigte der Expeditionsleiter, "bei uns wäre das die naheliegende Reaktion. Ihr dürft aber nie vergessen, dass die Erdlinge sich auf einem viel niedrigeren technologischen Entwicklungsstand befinden als wir. Sie sind zwar fasziniert von den kleinen und kleinsten Teilchen, aus denen sich das Leben zusammensetzt, und sie experimentieren auch sehr gerne damit herum. Sie verhalten sich dabei aber wie Kinder, denen man einen Chemiebaukasten schenkt. Der Unterschied ist nur: Wenn bei ihnen ein Experiment fehlschlägt, ist gleich der ganze Planet in Mitleidenschaft gezogen. Eine planmäßige Vorgehensweise, wie sie unsere Simulatoren erlauben, kennen sie nicht. Und über ein Atmosphärenkontrollsystem, wie wir es haben, verfügen sie erst recht nicht."

"Ich verstehe trotzdem nicht, was unsere Landepfähle damit zu tun haben sollen", wandte ein anderes Kommissionsmitglied ein – eine Kadohanerin mit einem stilisierten Galaxienhaufen als Schädelbemalung, der ihr ein sehr dynamisches Aussehen verlieh. "Selbst wenn die Erdlinge annehmen, dass die Landepfähle ihnen Energie liefern, nützt ihnen das doch nichts bei der Reinigung ihrer Atmosphäre. Schließlich verbraucht man bei der Herstellung der Landepfähle doch auch wieder Energie. Und außerdem benötigt man dafür Ressourcen, deren Abbau selbst zu einem gestörten Gleichgewicht führt. Das ist zumindest das Ergebnis, das ich bei der Schnellsimulation herausbekomme – oder lässt die sich nicht auf die Verhältnisse auf der Erde übertragen?"

Der Expeditionsleiter lächelte – und zwar zu seiner Freude unwillkürlich nur mit der linken, von seinem Gefühlshirn gelenkten Gesichtshälfte. Seine kadohani-

schen Instinkte funktionierten also noch! "Doch", bekräftigte er, "das Simulationsresultat spiegelt durchaus die Verhältnisse auf der Erde wider. Ihr müsst euch aber immer vor Augen halten, dass die Erdlinge nie ausschließlich auf der Grundlage rationaler Überlegungen handeln. Dadurch, dass die Hirnareale für Fühlen und Denken bei ihnen, anders als bei uns, nicht voneinander getrennt sind, kann eine starke Emotion selbst die wenigen gesicherten Prognosen, die sie mit ihren begrenzten Mitteln erarbeiten können, in den Hintergrund drängen. Das konnten wir uns bei der Anpreisung unserer Landepfähle zunutze machen. Wir mussten lediglich die prognostizierten negativen Auswirkungen einer aufgeheizten Atmosphäre spiegelbildlich mit den Landepfählen verbinden. Im Sinne von: Je mehr Landepfähle, desto mehr Abkühlung der Atmosphäre. Oder, noch dramatischer: Je weniger Landepfähle, desto näher der Untergang der Erde."

Die Kadohanerin mit der dynamischen Schädelbemalung sah den Expeditionsleiter ungläubig an: "Und das hat funktioniert?"

Der Expeditionsleiter nickte. "Diese Strategie war bislang sehr erfolgreich. Sie unterdrückt nicht nur den Zweifel, sondern lässt diejenigen, die sich dennoch skeptisch zeigen, als Bremser beim großen Projekt der Weltrettung erscheinen. Die leicht zu überbrückende Gefühls-Gedanken-Schranke der Erdlinge ist uns allerdings noch in einer anderen Hinsicht zugutegekommen. Viele Erdlinge pflegen nämlich einen sehr ausgeprägten Kult des Wachstums. Sie sind geradezu süchtig nach allem, was wächst und sich vermehrt. Alles muss für sie immer nach oben weisen oder nach vorne. Kreisförmige Bewegungen werden von ihnen geradezu gefürchtet."

"Das leuchtet mir nicht ein", warf jemand ein. "Kreisförmige Bewegungen sind doch ein Wesensmerkmal des Lebendigen. Zu viel Wachstum kann das Leben ja sogar zerstören!"

Ein nützlicher Erdlingskult

Da der Expeditionsleiter nicht gleich antwortete, meldete sich seine Assistentin zu Wort. Dankbar für die kleine Atempause, blickte der Expeditionsleiter zu ihr herüber. Im Widerschein des durch die Plasmawände gebrochenen Lichtes bemerkte er, dass sie dieselbe Schädelbemalung gewählt hatte wie er: zwei große Sonnenkreise, die einen kleineren Planetenkreis umrahmten. Offenbar hatte sie bei der Rückkehr nach Kadohan eine ähnliche Wiedersehensfreude empfunden. Nach der langen Zeit in der Fremde war das nur allzu verständlich. Dennoch fragte sich der Expeditionsleiter, wie man angesichts dieser nur allzu natürlichen Anhänglichkeit an den Heimatplaneten jemals Kadohaner davon überzeugen sollte, auf die Erde überzusiedeln.

Die Assistentin richtete sich auf und wandte sich dem Fragesteller zu. "Ich denke, der Kult des Wachstums hängt eng mit der kurzen Lebensspanne der Erdlinge zusammen", erklärte sie. "Eben weil ihr Lebensstern verglüht, kaum dass er erblüht ist, suchen sie ständig nach Dingen, die ihnen die Illusion einer ungebrochenen Fortdauer des Lebens vermitteln."

"Und was hat das mit unseren Landepfählen zu tun?" wollte der Fragesteller wissen.

Nun ergriff wieder der Expeditionsleiter das Wort. "Ich weiß, das alles ist für Kadohaner nur schwer nachvollziehbar", räumte er ein. "Aus der Perspektive der Erdlinge eignen sich die Landepfähle aber gleich in mehrfacher Hinsicht als Symbole des Wachstums. Zunächst einmal lassen sie sich auch für die Erdlinge sehr schnell errichten. Dazu sind sie auch noch höher als alles, was auf der Erde von selbst wächst. Manche Erdlinge unterbinden deshalb sogar das natürliche Wachstum ihrer mächtigsten Vegetationsarten und errichten stattdessen lieber Landepfähle."

"Aber ist das für das eigentliche Ziel der Atmosphärenkontrolle nicht völlig kontraproduktiv?" fragte eine aus der Runde. "Oder fungieren die Landepfähle auch als Molekülaustauschanlagen?"

Amüsiert über das Unverständnis seiner Mitplanetarier, zuckte der Expeditionsleiter leicht mit dem linken Mundwinkel. "Nein, natürlich nicht", stellte er klar. "Die Erdlinge sind nur ganz geblendet von der machtvollen Ausstrahlung der hoch aufschießenden Türme. Und die glitzernden Rotorblätter geben ihnen das Gefühl, lauter eigene kleine Sonnen erschaffen zu haben. Deshalb merken sie gar nicht, dass sie mit all den vielen Landepfählen die Zerstörung ihres Planeten eher beschleunigen, anstatt sie aufzuhalten."

Der Expeditionsleiter blickte kurz zu seiner Assistentin herüber. Auf ihr unruhiges Augenzwinkern hin nickte er ihr zu und erteilte ihr so das Wort.

"Ich denke, man muss hier noch einen anderen Punkt berücksichtigen", führte sie aus. "Der Glaube an die heilende Kraft der Landepfähle hat mittlerweile dazu geführt, dass deren Errichtung massiv gefördert wird. Auch das setzt einen Prozess in Gang, den die Erdlinge als Wachstum wahrnehmen: Wer Landepfähle errichtet, wird dafür belohnt, und von dieser Belohnung kann er dann andere für die Herstellung ihrer Produkte belohnen, indem er sie von ihnen erwirbt. Dadurch wächst die Menge der Produkte, was wiederum die Zahl der Belohnungen anwachsen lässt. Diesen sich selbst verstärkenden Prozess verehren viele Erdlinge wie einen Super-Organismus, aus dem sich das Leben der Einzelorganismen speist."

"Aber birgt das nicht die Gefahr in sich", warf jemand ein, "dass die Produktion um ihrer selbst willen befeuert wird – unabhängig von dem Nutzen der hergestellten Produkte? Und ist das nicht gerade ein Beispiel für eine zerstörerische Form von Wachstum?"

Der Expeditionsleiter wollte gerade antworten, da schaltete sich die Leiterin der Sitzung in die Diskussion ein. "Ich denke", begann sie, "wir werden da langsam ein bisschen zu akademisch. Grundsätzlich finde ich es zwar immer befruchtend, über extragalaktische Denk- und Verhaltensmuster zu philosophieren. Aber der Sinn der Mission StarWind besteht ja nicht darin, den geistigen Horizont einer anderen galaktischen Spezies zu erkunden. Vielmehr geht es hierbei um etwas sehr Konkretes – nämlich um neue Ressourcen und neuen Lebensraum für unsere eigene Spezies. Und genau darauf sollten wir uns nach meinem Dafürhalten jetzt auch konzentrieren."

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Fast alle Anwesenden hoben beifällig ihre Zeigefinger an die Schläfen.

Die Diskussionsleiterin strich sich eine widerspenstige Locke aus der Stirn. In dem lichtdurchfluteten Raum schimmerte ihr graues Haar für einen Augenblick wie ein Kometenschweif. "Nun", konstatierte sie, "dann sollten wir ab sofort darüber debattieren, wie sich unsere Lande- und Besiedlungspläne konkretisieren lassen."

Daraufhin meldete sich die Kadohanerin mit der dynamischen Schädelbemalung zu Wort. "Also, wenn ich mir das Schaubild mit den blinkenden Landepfählen anschau", analysierte sie, "sollte die Landung unserer Raumschiffe auf der Erde eigentlich problemlos möglich sein. Dem Muster der Leuchtpunkte nach zu urteilen, würden die Landeplätze ja für die Raumschiff-Flotten mehrerer Planeten ausreichen!"

"Das sehe ich auch so", bestätigte ein anderer in der Runde. Seine Schädelbemalung – ein aus Blitzen geformtes Dreieck – wies ihn als Mitglied des Invasionskommandos aus. "Die Landungssimulation erbringt da ein eindeutiges Ergebnis: Die Ziele, die wir mit der Mission StarWind verfolgt haben, sind erfüllt. Kühlung der Triebwerke durch die Rotoren der Landepfähle, Blinksignale für die Markierung der Landestellen, antiikonographische Funktion der erzeugten Turbulenzen – alle Voraussetzungen für die Landung unserer Transportraumschiffe sind gegeben. Die Expeditionstruppe hat ganze Arbeit geleistet – mein Kompliment!"

Anerkennend hob er seine Zeigefinger an die Schläfen, wenn auch nur kurz, mit der lässigen Beiläufigkeit eines Haudegens, dem die Tat näher ist als das Wort.

Hitzige Diskussionen

Alle Augen richteten sich auf den Expeditionsleiter. Ein unkontrolliertes Zucken ging über sein Gesicht. Es war genau die Situation, vor der er sich gefürchtet hatte. Auch ihm war natürlich nicht entgangen, dass der Invasion nun im Grunde nichts mehr im Wege stand. Er selbst war es ja, der mit seiner Arbeit

den Boden dafür bereit hatte. Und selbstverständlich war ihm bewusst, dass es sich bei den Erdlingen um eine niedrigere Zivilisationsform handelte, deren Untergang das kosmische Gleichgewicht in keiner Weise beeinträchtigen würde. Dennoch kam ihm der Gedanke, diese Zivilisation einfach mit ein paar präzise platzierten Laserstrahlen auszulöschen, unerträglich vor. Und auch wenn er sich immer wieder sagte, dass dies nur eine Auswirkung des bekannten intergalaktischen Verbrüderungssyndroms war, das der zu großen Nähe zu einer fremden Spezies entsprang – die Erdlinge waren ihm doch zu sehr ans Herz gewachsen, als dass er der Invasion in der geplanten Form hätte zustimmen können.

Erst als die gespannte Erwartung, die den Raum erfüllte, in Unruhe überging, gab sich der Expeditionsleiter einen Ruck. "Wenn es nur um die technischen Voraussetzungen geht, steht der Invasion tatsächlich nichts mehr im Wege", räumte er ein. "Ich gebe allerdings zu bedenken, dass wir das Widerstandspotenzial der Erdlinge nicht unterschätzen sollten. Trotz unserer überlegenen Mittel müssten wir mit erheblicher Gegenwehr rechnen, die zu beträchtlichen Verlusten führen könnte."

"So, wie ich die Erdlinge in den Erkundungsberichten kennengelernt habe, kann ich mir kaum vorstellen, dass sie den Schutzschild um unsere Raumschiffe durchbrechen könnten", widersprach der Haudegen. "Dafür bräuchten sie schon Laserbeschleuniger auf Lichtgeschwindigkeitsniveau – und nach allem, was ich gehört habe, sind sie von der Entwicklung solcher Systeme Lichtjahre entfernt."

Der Expeditionsleiter nickte, vermied es aber, dem anderen in die Augen zu schauen. "Das ist sicher richtig. Für uns selbst wäre die Invasion wohl relativ risikolos. Wenn ich von Verlusten spreche, denke ich auch eher an die Erdlinge. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt würde eine Invasion fast zwangsläufig zur vollständigen Auslöschung ihrer Zivilisation führen. Und das halte ich weder nach unserem intergalaktischen Ehrenkodex für gerechtfertigt noch für sinnvoll im Hinblick auf die spätere Nutzung des Planeten. Denn dieser könnte durch den Abwehrkampf so stark in Mitleidenschaft gezogen werden, dass er im Extremfall nur noch sehr eingeschränkt zu gebrauchen wäre für uns."

Ein Raunen kam auf, das sich rasch zu einer Welle aus Getuschel und erstaunten Zwischenrufen steigerte. Die Diskussionsleiterin musste sich jedoch nur kurz erheben und ihre graue Mähne schütteln, um die Unruhe im Keim zu ersticken. "Bitte nur ernst gemeinte Wortmeldungen", rief sie die Anwesenden zur Ordnung. "Das Thema ist zu ernst für mäandernde Nebengespräche." An den Expeditionsleiter gewandt, fügte sie hinzu: "Was mich persönlich interessieren würde, ist, warum eine sofortige Invasion weniger erfolgversprechend sein soll als ein späterer Start der Mission."

"Der Grund dafür ist vor allem, dass wir uns dann die demoralisierende Wirkung der Landepfähle zunutze machen könnten", erläuterte der Expeditionsleiter. "Deren Errichtung hat mittlerweile eine solche Eigendynamik entwickelt, dass die Erdlinge in absehbarer Zeit vollständig von Landepfählen umringt sein werden. Das Gefühl des Eingesperrtseins, das sich daraus notwendigerweise ergeben wird, könnte sehr hilfreich für uns sein. Wenn wir nämlich gleich nach der Landung mit der Demontage der Landepfähle beginnen, werden die Erdlinge uns nicht als Besatzer, sondern als Befreier wahrnehmen – und so natürlich weit eher bereit sein, mit uns zu kooperieren."

"Aber haben wir denn diese Zeit überhaupt?" erkundigte sich ein altgedientes Kommissionsmitglied, das bislang vor allem durch stirnrunzelndes Zuhören aufgefallen war. "Werden die Erdlinge die Atmosphäre ihres Planeten nicht vollständig zerstören, wenn wir die Invasion zu lange hinauszögern?"

"Davon gehe ich nicht aus", beschwichtigte der Expeditionsleiter. "Mit unserem Atmosphärenkontrollsystem wird es uns auch in ein paar Jahrzehnten noch möglich sein, die Moleküle wieder in ein lebensfreundliches Gleichgewicht zu bringen."

Nun entspann sich eine hitzige Debatte. Einige folgten der Linie des Expeditionsleiters und unterstützten seinen Plan, die Raumschiff-Flotte erst zu einem späteren Zeitpunkt zur Erde zu schicken. Wer das Leben in anderen Galaxien nicht achte, werfe damit auch einen Schatten auf das Leben der eigenen Zivilisation, in der er so den Keim der Zerstörung säe. Jedes Leben im Universum folge seiner eigenen Gesetzmäßigkeit, die man mit den eigenen, ganz anderen Maßstäben vielleicht gar nicht verstehen könne. Eine vorschnelle Vernichtung einer fremden Zivilisation unterbinde deshalb womöglich eine Entwicklung, die vielversprechender sei, als es aus jetziger Perspektive erscheine.

Andere vertraten dagegen die Meinung, dass die Erdlinge eine solche Rücksichtnahme überhaupt nicht verdient hätten. Sie würden ihren Planeten ja ohnehin früher oder später in eine lebensfeindliche Wüste verwandeln. Darauf zu warten, sei sogar ein Zeichen für mangelnde Achtung vor dem fremden Planeten, auf dem es schließlich noch zahlreiche andere Lebensformen gebe. Eben weil die Erdlinge selbst diese nicht respektierten, seien sie es auch nicht wert, verschont zu werden. Es handle sich bei ihnen um nichts anderes als um eine Sackgasse der kosmischen Entwicklung, um einen Irrweg, den man besser früher als später beenden sollte.

Am Ende sprach die Diskussionsleiterin ein Machtwort und ordnete an, dass nun über die zwei Varianten – sofortiger oder späterer Beginn der Invasion – abgestimmt werden sollte. Es war eine Angelegenheit von wenigen Sekunden. Die Befürworter der einen Variante tippten auf die linke, die der anderen Variante auf die rechte Brillenseite, Unentschiedene auf die Mitte.

Unmittelbar darauf zeigte ein Schaubild das Ergebnis der Abstimmung an: Es gab eine hauchdünne Mehrheit für die Linie des Expeditionsleiters. Ein Zusatzantrag der Befürworter einer rascheren Vorgehensweise fand allerdings ebenfalls eine Mehrheit. Er legte fest, dass die Mission StarWind in erheblichem Umfang personell aufgestockt werden sollte. Auch sollten vermehrt Wirkverstärker eingesetzt werden, die das von dem Expeditionsleiter entworfene Szenario möglichst schnell Realität werden lassen sollten. Auf diese Weise sollte ein baldiger Beginn der Invasion sichergestellt werden.

Die Mundwinkel des Expeditionsleiters zuckten unkontrolliert. Niemand konnte sehen, was er empfand. Wahrscheinlich hätte er es selbst nicht genau sagen können. Ein Teil von ihm war ihm selbst fremd geworden.

Er löste seinen Blick von den Reihen der Kommissionsmitglieder und ließ ihn durch die Plasmawände hinauswandern in die Weiten des Alls. Millionen von Sonnen woben dort draußen an der leuchtenden Textur des Kosmos. Der intergalaktische Zwist zwischen zwei Planeten war für sie wie der Zusammenstoß zweier Staubkörner in einer Wüste, irgendwo im finsternen Hinterhof des Universums.

3. Reinhard

Nebelzauber

Wie festgewachsen hingen die Nebelgewänder in dem Gerippe der Eichen. Es war, als würde ihr knorriges Skelett von dem Atem einer fremden Zauberin umweht, der es wiederbelebte und zugleich in andere, nie gesehene Lebensformen verwandelte. Schwerelos schlängelten sich die dunklen Arme durch das wogende Nichts, hier und da umflattert vom Tanz eines Blattes, das sich zu seiner letzten Reise aufmachte.

Maggie atmete tief durch. Sie war froh um den Nebel, der am Morgen aufgezo-gen war. Zwar deutete das, wie sie sehr wohl wusste, auf einen sonnigen, leuchtenden Tag hin. Zumindest für diesen Morgenspaziergang durch den Wald fand sie aber Zuflucht in der Höhle des Nebels. Ein paar Stunden lang konnte sie sich vorstellen, dass alles wieder wie früher war: dass es hinter dem dünnen Blätterkleid der Bäume nicht blinkte und blitzte wie an einer Autobahnbau-stelle; dass die breite Trasse, auf der sie ging, nicht für den Transport der stäh-lernen Riesenpfähle und -flügel von Windkraftanlagen durch den Wald geschla-gen worden war; dass die Anhöhe am Ende des Weges nicht von Windkraftan-lagen gepfählt war, sondern noch immer den freien Flug der Blicke über das Wellenmeer der Hügel ermöglichte.

Sie hatte den Nebel schon immer gemocht: dieses Innehalten des Lebens, durch das die Dinge sich wie in sich selbst zurückzogen und eben dadurch in

ihrem Wesen erkennbar wurden. Das Problem war nur, dass die Schönheit der Natur mittlerweile nur noch durch den Filter einer Nebelphantasie erahnbar war. Die Zuckerwatteträume eines Wintermorgens, das geisterhafte Flirren eines heißen Sommertages, das Wunder des frühlingshaften Erwachens, wenn aus dem Nichts des Winters auf einmal wieder Leben emporspross – all das wurde überschattet von den gewaltigen Stahlbetongittern, die nur einen einzigen Zauber kannten: den der Verwandlung von bewegter Luft in industriell verwertbare Energie.

Ein Blick auf Schampus, ihren vierbeinigen Begleiter, riss sie aus ihren Gedanken. "Was ist los, Schampinochen?" säuselte sie. "Was hast du denn?"

Nachdem Schampus die ganze Zeit über um sie herumgetollt war, war er auf einmal in Habachtstellung erstarrt: Ohren aufgerichtet, rechte Vorderpfote angehoben und leicht angewinkelt, Näschen im Wind. Irgendetwas schien ihn zu beunruhigen. Hatte er etwa ein Reh entdeckt? Oder einen Jäger, der im Unterholz auf Beute lauerte?

Maggie blieb stehen und sah sich um. Aber da war nichts. Nichts als ein pfützendurchränkter Weg, der sich im Bauch des Nebels verlor. Angestrengt lauschte sie in die Stille hinein. Alles, was sie wahrnahm, war jedoch das Flüstern der Nebeltropfen auf den Blättern. Das konnte aber auch pure Einbildung sein, der Versuch des Gehirns, die Grabesruhe mit erfundenen Sinneseindrücken aufzubrechen.

Oder war da doch etwas? Sie hörte noch einmal genauer hin ... Und tatsächlich: Jetzt hörte sie es. Ein Geräusch, das entfernt an den klagenden Gesang des Waldkauzes erinnerte, dieses lang gezogene Uuuuh, gefolgt von ein paar kürzeren, dunkel zitternden Lauten. Aber ließen die Käuze ihre Klagen nicht eher nachts und in der Dämmerung erklingen?

Maggie strich Schampus über den Kopf. "Musst keine Angst haben, mein Kleiner! Ich bin ja bei dir ..."

Schampus blickte seine Herrin erstaunt an, als wollte er sagen: "Fragt sich nur, wer hier wen beschützt!" Dennoch löste er sich aus seiner Erkundungshaltung und begann wieder wie zuvor über den Weg zu stromern.

Eine unsichtbare Bedrohung

Maggie gähnte. Wenn sie Reinhard nicht versprochen hätte, ihm ein paar Brötchen vorbeizubringen, wäre sie nach ihrer halb durchwachten Nacht sicher länger liegen geblieben. Nach dem Alptraum und dem missglückten Versuch, sich beim Fernsehen abzulenken, war sie nur noch in einen unruhigen Halbschlaf gesunken. Kurz darauf hatte der Wecker geklingelt.

Sie hielt es noch immer für eine Schnapsidee von Reinhard, dass er sein Zelt unter den Windkraftanlagen aufgeschlagen hatte. Aber er war eben schon immer ein Sturkopf gewesen. Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, war er kaum davon abzubringen. So war es auch dieses Mal gewesen.

Maggie konnte sich noch gut an den Anfang dieser irrwitzigen Unternehmung erinnern. Es war bei einem Treffen ihrer Anti-Windkraft-Gruppe gewesen, die regelmäßig in der Dorfkneipe zusammenkam. Sie hatten gerade angefangen, die neusten Nachrichten auszutauschen, da war Reinhard an ihren Tisch gestürmt.

"Ich weiß jetzt, woher meine ständigen Kopfschmerzen kommen!" hatte er, ganz außer Atem, in die Diskussion hineingerufen.

Maggie sah noch genau die fragenden Blicke der anderen vor sich – wobei sich ihr Staunen nicht auf den Inhalt von Reinhard's Worten bezog, sondern auf sein ungewöhnliches Auftreten. Denn als pensionierter Buchhalter war Reinhard stets darauf bedacht, die Form zu wahren. Sein Haar war immer ordentlich gescheitelt, auch wenn die luftige Strähnenpracht auf seinem Kopf dadurch ein wenig an einen halb leeren Aktenschrank erinnerte. Und in Gesprächen hielt er sich in der Regel zurück, meldete sich ordnungsgemäß zu Wort und sagte dann nur Dinge, bei denen er sich die Formulierungen zuvor zurechtgelegt hatte. So mussten sie nun alle zwei Mal hinschauen, um in dem aufgeregten Männlein mit der zerzausten Haartolle "ihren" Reinhard zu erkennen.

Da alle ihn nur befremdet ansahen, anstatt auf seine Bemerkung zu reagieren, erklärte Reinhard schließlich mit Nachdruck: "Von den Windrädern! Die Windräder sind es, die die Kopfschmerzen verursachen!"

"Und dafür gackerst du hier rum wie ein aufgescheuchtes Huhn?" hatte Monika ihn gefragt, ätzend wie immer. "Mir bereiten die Dinger auch Kopfzerbrechen. Das geht uns doch allen so." Ihre großen Ohrringe klimperten, als sie sich von Reinhard abwandte und nach ihrer Weinschorle griff.

Aber Reinhard war durch nichts zu bremsen an jenem Abend. "Nein, du hast mich falsch verstanden", beharrte er. "Ich rede hier nicht von unseren Sorgen und von dem Ärger, den wir mit den Windrädern haben. Was ich meine, ist ihre direkte, unmittelbare Wirkung auf uns." Reinhard senkte verschwörerisch seine Stimme: "Der Infraschall ist das Problem – Schallwellen, die unterhalb unserer Wahrnehmungsschwelle liegen, die uns aber auf die Dauer krank machen."

Monika klimperte wieder mit ihren Ohrringen: "Also, brandneu ist die Info ja nicht gerade. Das ist doch schon seit Jahren bekannt. Wobei allerdings ..."

"Ja, richtig", fiel Reinhard ihr ins Wort, "die Erkenntnis an sich ist nicht neu. Aber jetzt gibt es Forschungsergebnisse, die die gesundheitsschädliche Wirkung von Infraschall eindeutig belegen. Und dabei geht es nicht nur um einfache Kopfschmerzen. Infraschall kann das Herz aus dem Rhythmus bringen, zu

Kreislaufstörungen führen, die Konzentration beeinträchtigen – Windräder bedrohen also massiv unsere Gesundheit."

An dieser Stelle schaltete Mirko sich in die Diskussion ein. "Das gilt dann aber genauso für Straßenlärm und Meeresrauschen – davon geht nämlich auch Infraschall aus." Mirko war Physiklehrer, er musste es wissen.

Aber Reinhard ließ sich nicht beirren. "Mag sein", räumte er ein, "nur sind Windräder eben überall – und es werden jeden Tag mehr! Infraschall ist also eine schleichende Bedrohung, die unseren Alltag mehr und mehr durchdringt. Sie ist allgegenwärtig, gleichzeitig aber unsichtbar wie die Strahlung von Atomkraftwerken. Und da sind die gesundheitsschädlichen Auswirkungen ja auch jahrelang geleugnet worden – bis sie nicht mehr zu übersehen waren! Diese Zusammenhänge sollten wir dringend stärker publik machen. Das ist doch ein Pfund, mit dem die Anti-WKA-Bewegung wuchern kann!"

Mirko schüttelte den Kopf. Der kleine Pferdeschwanz, zu dem er seine Haare hinten zusammengebunden hatte, fegte über seinen Nacken. "Ich denke, wir sollten uns fürs Erste auf das konzentrieren, was sich eindeutig belegen lässt. Zehntausende Fledermäuse, die Jahr für Jahr in die Falle der Windkraftanlagen flattern, Rotmilane, die mit gebrochenen Flügeln unter den Anlagen verenden, die Bodenverdichtung durch die Betonfundamente der Anlagen – all das ist für alle offensichtlich, und es ist bedrohlich genug. Deshalb sollten wir diese Dinge in den Vordergrund stellen und nicht etwas, mit dem man uns leicht in die Ecke von Verschwörungstheoretikern stellen kann."

Reinhard schnaufte. "Verschwörungstheoretiker?" Maggie hatte ihn noch nie so aufgebracht gesehen. "Ich soll ein Verschwörungstheoretiker sein? Die Untersuchungen existieren doch, ich habe das mit dem Infraschall schließlich nicht erfunden, und außerdem ..."

"So war das doch nicht gemeint!" unterbrach ihn Mirko. "Ich denke hier nur an das, was unsere Gegner mit unseren Argumenten anstellen. Du weißt doch, wie gerne sie einem das Wort im Mund umdrehen! Und wenn die Fakten eindeutig sind, wenn ich Fotos vorlegen kann, die meine Vorwürfe beweisen, kann ich ihnen eben viel leichter den Wind aus den Segeln nehmen."

"Aber das beeindruckt viele doch gar nicht!" wandte Reinhard, wieder etwas ruhiger werdend, ein. "Wen interessieren schon tote Fledermäuse? Wenn es aber um die eigene Gesundheit geht, da werden dann doch alle hellhörig. Da verliert die Windkraft auf einmal ihr sauberes Image! Und deshalb müssen wir das mit dem Infraschall auch viel stärker betonen. Gerade weil die Gefahr nicht so offensichtlich ist, ist sie doch so bedrohlich. Das ist wie ein Virus oder eine unsichtbare Giftwolke, die sich langsam in deinen Körper frisst und dich von innen heraus zerstört."

Ein Selbstversuch

Ein durchdringendes Geräusch riss Maggie aus ihren Erinnerungen. Es war derselbe Klagelaut wie vorhin, nur dass er jetzt viel deutlicher zu hören war. Maggie blieb stehen und lauschte. Nein, überlegte sie, ein Waldkauz war das nicht. Es klang eher wie ... Ja, genau: wie ein lautes Schluchzen. Irgendjemand schien hier ganz in der Nähe hemmungslos zu weinen.

In dem immer noch sehr dichten Nebel hatte das Geräusch etwas Unheimliches. Es klang fast, als hätte der Nebel selbst eine Stimme bekommen; als würde es sich bei den runzligen Eichenästen, die sich über ihr im Nichts verloren, in Wahrheit um die Arme von Klageweibern handeln, die ein dunkles Schicksal betrauerten.

Etwas Feuchtes stieß gegen Maggies Finger. Es war Schampus, der sich mit seiner Schnauze in ihre Hand hineindrängte.

Sie beugte sich zu ihm herunter. "Ganz schön gruselig das Ganze, was?" fragte sie, indem sie über das weiche Kopffell strich.

Aber Schampus wandte sich von ihr ab, sobald er die Aufmerksamkeit seiner Herrin erstritten hatte. Laut bellend baute er sich ein paar Schritte von ihr entfernt vor einem abgebrochenen Ast auf, dem er nachzujagen gedachte.

"Schon überredet, du Schlingel", murmelte Maggie, indem sie sich nach dem Ast bückte. Schwungvoll schleuderte sie ihn in den Nebelschlund, von wo Schampus ihn bald wieder zu ihr zurücktrug.

Ein anschwellendes Dröhnen begann die Luft zu erfüllen. Vom nahen Luftwaffenstützpunkt waren mal wieder Kampffjets zu ihrem Räuber-und-Gendarm-Spiel aufgestiegen. Die Abfangjagd war so laut, dass sie alles andere übertönte. Maggie tauchte wieder in ihre Erinnerungen ab. Sie musste an einen Tag denken, an dem sie zusammen mit Reinhard zu einer Anti-Windkraft-Demo in der nahen Stadt aufgebrochen war. Alles war wie immer gewesen. Natürlich war der geplante Protestmarsch ein Thema gewesen, zumal dazu auch Initiativen aus anderen Teilen des Landes anreisen sollten. Aber sie hatten auch über ganz alltägliche Dinge geredet. Reinhard hatte von der Marotte seines Katers erzählt, seine Hausschuhe zu verschleppen und fauchend zu verteidigen, wenn er sie ihm wieder wegnehmen wollte. Und Maggie hatte, wenn sie sich recht erinnerte, von der Blüte der Magnolienbäume geschwärmt, die immer so überwältigend sei und viel zu schnell vorübergehe.

Dann aber, als sie gerade die Fußgängerzone durchquerten, war Reinhard ganz plötzlich verstummt. "Spürst du das auch?" hatte er sie gefragt, die Augen weit aufgerissen.

Maggie hatte ihn besorgt angesehen: "Was denn? Was soll ich spüren?"

"Na – die Windkraftanlagen!" hatte Reinhard geantwortet. "Den Infraschall. Spürst du denn nicht, wie die Wellen in deinen Körper eindringen?"

Von da an war Maggie klar gewesen, dass es Reinhard nicht nur um Infraschall ging, wenn er "Infraschall" sagte. Vielmehr war das Wort für ihn zum Inbegriff all dessen geworden, was die Windkraftanlagen mit ihm anrichteten. Es bezeichnete für ihn – auch wenn er sich dessen natürlich nicht bewusst war – nicht nur die tatsächlichen Auswirkungen des Infraschalls, sondern auch die Allgegenwart der Windkraft, die Tatsache, dass man ihr nirgends mehr entkommen konnte: nicht auf Reisen, nicht in den Medien, nicht in Gesprächen mit Freunden.

Nicht nur die Außenwelt, auch Reinhard's Innenleben war von der Windkraft geprägt. Sein gesamtes Fühlen und Denken war von ihr durchdrungen. Die ständige Beschäftigung mit etwas, das seinem Leben immer neue Grenzen setzte, ohne dass sein Kampf dagegen Früchte trug, zerfraß ihn innerlich in genau der Weise, wie er es von den Auswirkungen des Infraschalls behauptete.

So wurde "Infraschall" für Reinhard immer mehr zu einer fixen Idee. Es gab kein Gespräch, in dem er nicht irgendwann damit anfang. "Habt ihr schon von dem neuen kasachischen Experiment zum Infraschall gehört?" fragte er dann etwa. Oder: "Wusstet ihr eigentlich, dass Infraschall einen quasi seekrank machen kann?"

Die meisten verdrehten nur noch die Augen, wenn Reinhard wieder mit dem Thema anfang. "Nicht schon wieder!" stöhnten sie, flüsternd zwar, aber doch so, dass Reinhard es mitbekommen musste.

Maggie griff noch einmal nach dem nun schon ziemlich zugeschleimten Ast, den Schampus ihr schwanzwedelnd vor die Füße gelegt hatte. Während sie zu einem erneuten Weitwurf mit dem Mega-Stöckchen ausholte, dachte sie daran zurück, wie Reinhard seine verrückte Entscheidung verkündet hatte.

Sie sah noch dieses triumphierende Lächeln vor sich, das sein ganzes Gesicht überstrahlte, als er die anderen mit seinem Entschluss konfrontierte. "Nur dass ihr's wisst: Ich werde meinen Körper der Wissenschaft zur Verfügung stellen", hatte er, die erstaunten Blicke seiner Mitstreiter genießend, angedeutet.

"Was soll das heißen?" hatte Mirko ihn spöttisch gefragt. "Willst du dich als Anschauungsobjekt für angehende Mediziner zur Verfügung stellen? Sollen deine Organe in Spiritus eingelegt werden, um künftigen Generationen von deiner Naschleidenschaft zu künden?"

Den kleinen Hinweis auf seine Schokoladensucht übergang Reinhard geflissentlich. "Nein, falsch geraten", konterte er trocken. "'Versuchsmaterial' trifft es vielleicht noch am ehesten." Er weidete sich noch einmal an dem Unverständnis der anderen, dann präzierte er: "Ich habe mich gestern von meinem Hausarzt vollständig durchchecken lassen. Als Vorbereitung für mein Projekt. Denn ab morgen werde ich für ein halbes Jahr unter den Windrädern da leben."

Er wies aus dem Fenster, auf den Hügel, wo die Rotorblätter der Windkraftanlagen in der Sonne glitzerten. "Im Herbst werde ich mich dann", fuhr er fort,

"noch einmal eingehend untersuchen lassen. Dann werden wir ja sehen, welche Auswirkungen der Infraschall auf den menschlichen Körper hat."

Die anderen sahen ihn noch immer befremdet an. Monika fing sich als Erste wieder. "Aber das sagt doch gar nichts aus!" wandte sie ein. "Selbst wenn sich nach dem halben Jahr gesundheitliche Schäden bei dir feststellen lassen, muss das doch nicht heißen, dass die auf den Infraschall zurückzuführen sind. Die Schäden können doch auch ganz einfach dadurch entstehen, dass die Situation für dich psychisch belastend ist; dass du ständig daran denkst, welchen Schaden du durch die Anlagen nehmen kannst; dass das einfach kein schönes Leben ist ..."

Auch Mirko versuchte, Reinhard von seinem Entschluss abzubringen. "Außerdem beweist es rein gar nichts, wenn ein Einzelner von einem Leben unter Windkraftanlagen Schäden davonträgt", wandte er ein. "Dafür müsste man eine viel größere Gruppe von Versuchspersonen haben. Und dann ist es ja auch ganz unrealistisch, so nahe bei Windkraftanlagen zu leben. Das Problem ist doch gerade, dass man auch Schaden nehmen kann, wenn man weiter entfernt wohnt von den Dingen. Zumindest bräuchte man aber noch eine Kontrollgruppe, die ..."

"Mein Gott, seid ihr spitzfindig!" beschwerte sich Reinhard. Nun war das Lächeln aus seinem Gesicht gewichen. "Was ich vorhabe, ist doch kein wissenschaftliches Experiment! Es geht mir lediglich darum, mit meinem eigenen Körper Ergebnisse aus Tierversuchen zu bestätigen. Ein Weckruf soll das sein, etwas, das wachrütteln soll! Vielleicht bekommt das Thema so auch endlich mehr mediale Aufmerksamkeit."

Alle Versuche, Reinhard sein Vorhaben auszureden, schlugen fehl. Der Einwand, die Medien würden sich kaum für einen alten Mann interessieren, der unter einem Windrad campiert, prallte schlicht an ihm ab. Schon am nächsten Morgen schlug er sein Zelt unter den Windkraftanlagen auf, fest entschlossen, dort bis zum nächsten Herbst auszuharren.

Klagelaute

Maggie seufzte. Hatten sie Reinhard durch ihre abwiegelnde Haltung beim Thema Infraschall am Ende ungewollt in seinem Plan bestärkt? Schließlich hatte er ja mit dem, was er sagte, nicht Unrecht. Nur die Art, wie er es sagte, seine Fixierung auf diesen einen Aspekt, die Aufblähung der Problematik zu einer unsichtbaren Bedrohung, wie bei einem hinterhältigen Angriff von Aliens auf die Erde – das alles war bei den anderen eben auf Ablehnung gestoßen.

Dennoch plagte sie nach Reinhard's radikalem Schritt alle ein schlechtes Gewissen. Insgeheim gab sich jeder selbst die Schuld daran, dass ihr Mitstreiter seine

Tage nun in einem Zelt unter einer der von ihnen allen so gehassten Windkraftanlagen verbrachte. Deshalb hatten sie auch verabredet, Reinhard bei seiner Aktion – so skeptisch sie sie auch sahen – zu unterstützen. Reihum besuchten sie ihn an seinem neuen "Wohnort", um ihm Lebensmittel und andere Dinge des täglichen Bedarfs zu bringen. Denn Reinhard hatte ja geschworen, sich während der nächsten sechs Monate nicht von der Stelle zu rühren. Immerhin, dachte Maggie erleichtert, war das halbe Jahr mittlerweile fast um.

Der Weg, der die ganze Zeit über leicht angestiegen war, mündete nun in eine kleine Kurve. Danach folgte ein letzter, kurzer Anstieg, der direkt auf die Hügelkuppe führte.

Das Dröhnen der Kampfjets über ihrem Kopf war inzwischen wieder abgeebbt. So konnte Maggie die Schläge der Windkraftflügel, ihr unerbittliches Zerteilen der Luft, nun deutlich hören. Das stampfende Geräusch war durchsetzt von den merkwürdigen Klagelauten, die jetzt ebenfalls klar als Schluchzen zu erkennen waren.

Maggie hielt kurz inne und lauschte. Tatsächlich: Das Schluchzen kam hier ganz aus der Nähe, von der Hügelkuppe, genau von der Stelle, wo Reinhard sein Lager aufgeschlagen hatte. Aber diese Stimme ... Das war doch nicht Reinhard ... Es hörte sich eher nach einer weiblichen Stimme an, einer Stimme, die ihr auch irgendwie bekannt vorkam ... Aber im Weinen zerfloss die Stimme eben, es war schwer, dahinter eine bestimmte Person zu erkennen.

Beunruhigt beschleunigte Maggie ihren Schritt. Auch Schampus hatte wieder seine Hab-acht-Haltung eingenommen. Als seine Herrin weiterging, wich er nicht von ihrer Seite.

Kurz bevor sie die Anhöhe erreichte, erkannte Maggie in der Nähe von Reinhard's Zelt eine Gestalt. Anfangs konnte sie noch nicht genau ausmachen, um wen es sich dabei handelte – nur dass es nicht Reinhard sein konnte, war ihr sofort klar. Dafür war die Person dort viel zu zierlich.

Noch ein paar Schritte, dann konnte sie die Sonnenblumen auf der roten Jacke der Gestalt unterscheiden. Damit war klar: Es konnte sich nur um Monika handeln. Aber was machte die bei Reinhard? Und warum weinte sie?

"Monika!" rief sie, als sie in Hörweite ihrer Freundin angekommen war. "Um Gottes willen – was ist denn los?"

Noch ehe Monika ihr antworten konnte, sah sie selbst, was passiert war. Oder vielmehr: Aus dem Schluchzen ihrer Freundin und dem Bild, das sich ihren Augen darbot, setzte sich eine Ahnung des Furchtbaren zusammen, das geschehen sein musste.

"Er ist tot, Maggie", murmelte Monika mit tonloser Stimme. "Tot ..."

Alles in Maggie sperrte sich dagegen, das Unglaubliche zu glauben. "Aber ... das kann doch nicht sein ... Ich war ja gestern noch bei ihm. Er kann doch nicht von einem Tag zum andern ..."

Sie merkte selbst, dass sie nur unsinnige, zusammenhanglose Sätze von sich gab. Also verstummte sie und nahm die weinende Monika in den Arm, während ihr selbst die Tränen kamen.

Auf den ersten Blick hätte sie vielleicht gar nicht bemerkt, dass Reinhard nicht mehr am Leben war. Natürlich war ihr sofort aufgefallen, dass er trotz des Nebels nicht in seinem Zelt, sondern ein paar Meter daneben lag. Seine Haltung aber ließ keineswegs auf einen plötzlichen Herzschlag, eine überfallartige Begegnung mit dem Tod, schließen. Er wirkte eher wie jemand, der nach einem schweren Alptraum wieder eingeschlafen war. Sein Gesicht war halb abgewandt von Maggie. Nur den unteren Teil konnte sie deutlich erkennen. Da der Kopf zur Seite gesackt war, hing die Zunge halb aus dem Mund.

Maggie schloss für einen Moment die Augen. Wenn Monika sich nicht zu einem Überraschungsbesuch bei Reinhard aufgemacht hatte, schoss es ihr durch den Kopf, wäre sie selbst diejenige gewesen, die ihn gefunden hätte. Sie schloss die Arme noch fester um Monika. Einer solchen Situation ganz allein ausgeliefert zu sein, war sicher noch schwerer zu ertragen.

"Das ist alles nur unsere Schuld", flüsterte Monika, nachdem sie sich, von Maggie gestreichelt, allmählich ein wenig beruhigt hatte. "Hätten wir bloß auf ihn gehört! Hätten wir seine Warnungen vor dem Infraschall nur ernst genommen! So haben wir ihn doch geradezu in dieses selbstmörderische Abenteuer getrieben ..."

Sie schluchzte wieder. Maggie strich ihr tröstend über den Kopf. Eine Zeit lang war nichts zu hören als das hektische Pulsieren der Rotoren. Dann wandte Maggie ein: "Du weißt schon, dass das so nicht ganz stimmt, oder? Diese Aktion hier war ganz allein Reinhard's Idee. Wir haben doch mit vereinten Kräften versucht, ihn davon abzuhalten! Und woran er gestorben ist, können wir jetzt auch noch nicht wissen."

Monika sah sie aus verheulten Augen an. "Doch", beharrte sie, "ich weiß es. Der Infraschall hat ihn umgebracht. Ob es nun die Angst vor dem Infraschall war oder der Infraschall selbst – was spielt das jetzt noch für eine Rolle?"

Sie holte ihr Smartphone aus der Tasche, wischte ein paar Mal über das Display, dann hielt sie es Maggie hin. "Da", bemerkte sie kurz, "das ist die Realität!"

Maggie griff nach dem Smartphone und schirmte es mit der Hand gegen das diffuse Nebellicht ab. Was sie sah, war ein Facebook-Post von Monika: ein Foto des toten Reinhard vor den Windkraftanlagen, eingerahmt von den Worten: "Infraschall tötet! R.I.P. Reinhard!"

"Ich denke, das sind wir ihm schuldig", erklärte Monika, als Maggie sie befremdet ansah. "So hat sein Tod wenigstens einen Sinn – wenn er schon im Leben mit seinem Kampf gescheitert ist."

Pietätlos

Maggie sagte nichts – sie wollte Monika nicht verletzen, nicht mit ihr streiten. Nicht jetzt, nicht hier, in dieser Situation. Das wäre ihr pietätlos erschienen. Als ebenso pietätlos empfand sie es allerdings, Reinhard's toten Körper als Propagandaobjekt zu missbrauchen. Ob das wirklich in seinem Sinne gewesen wäre? Und schadete eine solche Geschmacklosigkeit ihrem Kampf nicht sogar – erst recht, wenn sich herausstellen sollte, dass der Infraschall gar nichts mit Reinhard's Tod zu tun hatte?

Schampus stupste sie von der Seite an. Er hatte zunächst vorsichtig die Witterung des Todes aufgenommen, dann war er dazu übergegangen, in das Wimmern seines Frauchens und der fremden Frau einzustimmen. "Ja, ist ja gut", beruhigte Maggie ihn, indem sie ihn tätschelte, "ist ja gut ..."

Dabei wusste sie natürlich, dass nichts "gut" war. Welche Eigendynamik würde der unglückselige Facebook-Post von Monika entfalten? Wie sollten sie nun weitermachen? War Reinhard's Tod nicht eine Zäsur, durch die sich – in welcher Weise auch immer – alles verändern würde? Und wie sollten sie Reinhard's Kindern erklären, was vorgefallen war?

Das Geräusch eines näher kommenden Autos setzte ihren Überlegungen ein Ende. In ihrer Verzweiflung hatte Monika zunächst einen Krankenwagen gerufen. Es war ein letzter Versuch gewesen, sich gegen die Endgültigkeit des Todes zu stemmen. Andererseits musste dieser aber auch offiziell festgestellt werden, die Todesursache musste abgeklärt, ein Totenschein ausgestellt, der Tote ordnungsgemäß abtransportiert werden. Die Bürokratie verlangte auch in einer solchen Situation ihr Recht.

Zwei Sanitäter stiegen aus dem Krankenwagen, gefolgt von einem Notarzt. Alle drei waren noch verhältnismäßig jung, höchstens Mitte dreißig, einer vielleicht auch erst Mitte zwanzig, schätzte Maggie. Der Notarzt und der jüngere Sanitäter hatten eine ausgesprochen asketische Statur, der ältere der beiden Sanitäter wirkte eher bullig.

"Ist das der Herzinfarkt?" fragte der Notarzt, auf den toten Reinhard deutend. Monika nickte.

"Und Sie haben angerufen, nehme ich mal an?" ergänzte er, während er an Monika und Maggie vorbei auf den Verunglückten zuing.

"Ja", bestätigte Monika, "ich war mir einfach unsicher, und da dachte ich, es wäre besser ..."

"Ganz klar – Exitus", diagnostizierte der Notarzt, ohne auf Monikas Worte zu achten. "Da können wir nichts mehr machen. Der ist ja schon vor mindestens sechs Stunden abgetreten."

Er wandte sich zu Monika um. "Und Sie tippen also auf Herzinfarkt, Frau Kollegin?" fragte er spöttisch.

"Na ja, ich dachte eben ... weil er doch so plötzlich gestorben ist ...", entgegnete Monika verunsichert. "Außerdem hat er schon seit fast einem halben Jahr hier unter den Windrädern campiert. Und weil der Infraschall doch das Herz schädigt ..."

"Na, dann wird unser Land ja bald ausgestorben sein", witzelte der bullige der beiden Sanitäter.

"Soll ich den Totenschein vorbereiten?" fragte der andere Sanitäter.

"Lass mal", winkte der Notarzt ab. "Ich denke, die Leiche sollte besser noch obduziert werden. Man kann ja nie wissen ..."

"Komm, wir rauchen erst mal eine", schlug der Bullige, an seinen Kollegen gewandt, vor. "Ich bin noch ganz durchgeschüttelt von dem Ritt über die Buckelpiste."

Sie zündeten sich eine Zigarette an und pafften schweigend vor sich hin. In schwerelosen Prozessionen schlängelten sich die Rauchsäulen den Windrädern entgegen, hinter denen allmählich die Sonne durch den Nebel brach. Flimmernd legte sich ihr Licht auf den Flickflack der Rotorblätter, die es in einen Blitzeregen zerteilten und als Funkensplitter zu Boden warfen.

4. Unter Mordverdacht

Eine Sondersendung

Alfons Heimenross war mit sich und der Welt zufrieden. Genüsslich streckte er sich auf seinem Fernsehsessel aus. Er hatte sich sogar eine Flasche von seinem Lieblingsrotwein genehmigt – was er sonst nur in Stunden trauester Zweisamkeit mit einer seiner Bewunderinnen tat.

Ja, das war jetzt eine Nachrichtensendung nach seinem Geschmack. Besser hätte man den Beitrag nicht gestalten können! Vor allem der Rahmen gefiel ihm. Einstieg in den Beitrag: eine Großaufnahme von – Alfons Heimenross! Problemaufriss, politische Einordnung, Warnung vor den Radikalen durch: Alfons Heimenross! Abschluss des Beitrags: eine Großaufnahme von – Alfons Heimenross! Urteilsspruch, mahnende Worte, verbunden mit einem Aufruf zur Wahrung des sozialen Friedens. Perfekt!

Er goss sich den Rest der Flasche in sein Glas und genehmigte sich noch einen großen Schluck. Jetzt waren die Dinge wieder ins Lot gerückt! Jetzt hatte er die Deutungshoheit zurückgewonnen!

Dabei hatte noch nicht einmal 24 Stunden zuvor alles ganz anders ausgesehen. Da war er, erschöpft von dem ewigen parlamentarischen Kleinkrieg, müde aufs Sofa gesunken und hatte auf die Fernbedienung gedrückt. Endlich abschalten, auf andere Gedanken kommen, sich treiben lassen ...

Und was musste er da sehen? Irgend so ein übereifriger Bedenkenträger hatte doch tatsächlich den Fall dieses bekloppten Opas, der unter einem Windpark gestorben war, zu einer Sondersendung aufgeblasen. Und das zur besten Sendezeit, gleich nach den Hauptnachrichten!

Klar, er war auf die Geschichte schon im Parlament angesprochen worden. Da aber hatte er der Angelegenheit keine Bedeutung beigemessen. Gewisse Kollegen pflegen ja noch den kleinsten Fleck auf dem Hemd des politischen Gegners mit der Lupe anzuschauen. Wenn er sich darüber jedes Mal Gedanken machen würde, hätte er schon längst von der politischen Bühne abtreten müssen! So etwas hält das stärkste Herz nicht aus.

Nun jedoch, nachdem das Fernsehen den Vorfall künstlich aufgebläht hatte, war er natürlich gezwungen, sich mit der Sache zu beschäftigen. Es war unerträglich, wie diese Fernseh-Schaumschläger das Thema angingen! In einer Talkrunde durften angebliche Experten und vermeintlich Betroffene auf einmal all die abenteuerlichen Theorien verbreiten, über die bis dahin aus gutem Grund nicht berichtet worden war.

"... kann es infolge von Infraschall durchaus zu krankhaften Veränderungen des Herzmuskelgewebes kommen", hörte er einen dieser neunmalklugen Forscher mit den graumelierten Haaren und der obligatorischen Schlaumeierbrille dozieren. "Und unsere Studien haben gezeigt, dass das durchaus auch Herzrhythmusstörungen nach sich ziehen kann."

"Sie halten also die These, dass Windräder das Herz schädigen können, für plausibel?" hakte die Moderatorin nach. Es war dieselbe, die kürzlich mit ihm durch die Casting-Show zur "Energiereichen Kunst" geführt hatte. So eine Fernsehure, dachte Heimenross bitter. Diese Leute machen doch alles, wenn nur die Quote stimmt!

"So pauschal kann man das sicher nicht sagen", stellte der Experte klar. "Klar ist aber, dass Windräder Infraschall emittieren und dass Infraschall – je nachdem, wie stark er ist und wie lange man ihm ausgesetzt ist – auf die Dauer zu Herzproblemen führen kann."

"Genau das trifft doch aber auf den Fall, den wir hier diskutieren, zu", schlussfolgerte die Moderatorin. "Dann kann man doch wohl sagen, dass wir es hier mit einem Opfer der Windenergie zu tun haben."

Der Experte wiegelte abermals ab. "Nein, dafür ist es zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch zu früh. Wir müssen erst den vollständigen Untersuchungsbericht abwarten. Ohne den Kollegen vorgreifen zu wollen, gehe ich aber davon aus, dass dabei eine multifaktorielle Kausalkette diagnostiziert werden wird."

"Das müssen Sie näher erläutern", bat die Moderatorin.

"Nun, jemand, der ein schwaches Herz oder andere gesundheitliche Probleme hat, steht natürlich eher in der Gefahr, durch Infraschall Schaden zu nehmen. In so einem Fall ist dann sicher auch Vorsicht angeraten."

Die Moderatorin blickte kurz in Richtung Kamera. Anscheinend bekam sie gerade ein Zeichen der Regie. "Vielleicht könnten Sie einmal ein paar konkrete Vorsichtsmaßnahmen aufzählen", schlug sie vor.

Der Experte nahm einen Schluck von dem Wasser, das vor ihm auf dem Tisch stand. "Das ist gar nicht so einfach", sagte er dann bedächtig. "Das Problem ist, dass Infraschall sich ja gerade dadurch auszeichnet, dass er unterhalb der menschlichen Wahrnehmungsschwelle liegt. Wir merken also oft gar nicht, dass und wie wir durch ihn geschädigt werden. Es ist aber sicher keine gute Idee, mit einem schwachen Herzen monatelang unter einem Windpark zu campieren."

Erbost schaltete Heimenross den Fernseher aus. Auch wenn der Experte das Geschehen relativierte und den Vorfall eher herunterspielte, gefiel ihm doch die ganze Tendenz der Sendung nicht. Schon der Titel war in seinen Augen verätherisch: "Gesundheitsgefahren durch Windräder?" Das suggerierte doch bereits, dass Windräder schädliche Auswirkungen auf die Gesundheit haben könnten! Und eine solche Unterstellung war nun einmal, fand Heimenross, angesichts der enormen Bedeutung der Windenergie für die Gesellschaft, ja, für den ganzen Planeten, völlig unverantwortlich!

Lazerov

Heimenross griff nach seinem Smartphone und scrollte durch das Nummernverzeichnis. Glücklicherweise kannte er den verantwortlichen Redakteur. Dem würde er jetzt mal den Marsch blasen!

"Sag mal", blaffte er ins Handy, sobald sich jemand meldete, "ich seh' hier gerade eure Sondersendung – was habt ihr euch denn dabei gedacht? Bei unserer Besprechung neulich hatten wir doch was ganz anderes vereinbart! Warum hast du mich denn nicht wenigstens vorher angerufen? Ich hätte euch schon ..."

"Entschuldigung", fragte eine weibliche Stimme, "mit wem spreche ich bitte?"

Heimenross stutzte: Hatte er sich etwa verwählt?

Wie sich herausstellte, war aber nur sein Kontaktmann beim Sender gerade nicht erreichbar. Deshalb hatte sich eine andere Mitarbeiterin gemeldet. Diese faselte etwas von sozialen Medien, Flashmob, öffentlichem Druck und Informationspflicht und beendete dann ziemlich abrupt das Gespräch.

Heimenross kochte innerlich. So war er schon lange nicht mehr abserviert worden! Jetzt konnte nur noch Grienbaum helfen. Immerhin hatte er ja erst kürzlich einen exklusiven Beratervertrag mit der Firma StarWind abgeschlossen. Da konnte er auch erwarten, dass der Geschäftsführer ihm in einer solchen Situation zur Seite stand – ganz egal, wie spät es war!

Er scrollte sich gerade wieder durch seine Kontaktliste, als sein Smartphone zu summen begann – er hatte es während der Parlamentsdebatte auf Leise gestellt. Heimenross blickte auf das Display: Es war Grienbaum!

Der StarWind-Chef hielt sich nicht mit langen Vorreden auf. Von dem Aufruhr in den sozialen Medien wegen des Todesfalls unter den Windrädern habe er doch, vergewisserte er sich, schon gehört? Gut, dann sei ihm sicher auch klar, dass man in der Angelegenheit etwas unternehmen müsse. Er hätte da auch schon eine Idee ...

Kurz darauf klingelte es bei Heimenross an der Tür. Davor stand ein drahtiger Mann, der sich ihm als "Lazerov, Chef des Sicherheitsdienstes von StarWind", vorstellte. In der Hand hielt er eine bauchige Tasche, die entfernt an einen Arztkoffer erinnerte.

Lazerov ... Ob das wohl auf osteuropäische Wurzeln schließen ließ? mutmaßte Heimenross. Tatsächlich hätte etwas KGB-Knowhow ihm jetzt wohl ganz nützlich sein können. Und hatte Grienbaum ihm nicht erzählt, dass sie für die Security-Abteilung, die im Zuge der Firmenerweiterung aufgebaut worden war, Spitzenkräfte aus aller Welt rekrutiert hatten?

Dennoch war der Mann ihm auf den ersten Blick eher unangenehm, um nicht zu sagen: unheimlich. Das fing schon mit der Art an, wie er einem die Hand gab. Der anfangs schlaaffe Händedruck ging unvermittelt in ein festes, fast schmerzhaftes Zupacken über. Unwillkürlich musste Heimenross an Zecken denken – an ihre Eigenart, zunächst auf der Haut ihres Opfers herumzukrabbeln, um eine geeignete Stelle für ihren blutlüsternen Biss auszukundschaften.

Im Unterschied zu Grienbaum, der sich stets um ein distinguiertes Auftreten bemühte, legte Lazerov zudem, trotz seines noblen Designeranzugs, ein ausgesprochen ungehobelter Benehmen an den Tag. Er stürmte einfach an dem Geschäftspartner vorbei in dessen Wohnung, stellte seine Tasche ab und fläzte sich unaufgefordert irgendwohin – und zwar ausgerechnet auf den Sessel, wo bislang Heimenross selbst gesessen hatte. Das hatte fast etwas Überfallartiges. Befremdet sah der solcherart Überrumpelte dem ungewöhnlichen Verhalten zu, sagte aber nichts. Schließlich war er auf den Mann angewiesen.

Immerhin machte dieser Lazerov einen äußerst tatkräftigen Eindruck. "O.k., Alfons", gab er die Marschroute vor, "dann lass uns das Ganze am besten erst mal sortieren. Also – was haben wir?"

Heimenross versuchte, auf den kumpelhaften Ton einzugehen. "Prima Idee", sagte er betont jovial, "fangen wir mit einem Brainstorming an. Mache ich auch öfters! Möchten Sie, das heißt: möchtest du etwas trinken, Laze ... Entschuldigung: Wie war noch einmal dein Vorname?"

Der andere sah ihn an, als verstünde er die Frage nicht. "Laze ... Ja, Laze ist in Ordnung", sagte er dann. "Nenn mich ruhig Laze. Und trinken möchte ich nichts."

Laze ... Es müsste doch wohl eher "Lasse" heißen, dachte Heimenross. "Lasse Lazerov" klang ja auch recht gut. Wahrscheinlich hatte er ihn falsch verstanden. "Also, Lasse", begann er, ohne dass der andere auf die Aussprache des Namens achtete, "es dreht sich um Folgendes ..."

Während er das Geschehen aus seiner Sicht schilderte, holte Lazerov etwas aus seiner Tasche, das für Heimenross wie ein Diktiergerät aussah. Wollte er das Gespräch etwa aufzeichnen? Aber welchen Sinn sollte das haben? Und hätte er dafür nicht wenigstens vorher um Erlaubnis fragen können?

Zunehmend verärgert sah Heimenross zu, wie der andere an dem kleinen Gerät herumdrehte. Er hatte Schwierigkeiten, sich auf seinen Bericht zu konzentrieren. Ohne den Blick in die Augen seines Gegenübers hatte er das Gefühl, mit sich selbst zu sprechen. Außerdem irritierte ihn der stoppelhaarige Schädel, den Lazerov ihm zuwandte, während er das Gerät installierte. Denn unter dem blonden Bürstenhaarschnitt schien eine Art Tattoo zu schimmern, etwas, das für Heimenross wie ein Dreieck aus gezackten Blitzen aussah. In dem diffusen Licht des Deckenstrahlers wirkten die Blitze wie der bebende Rand eines Kraters, aus dem im nächsten Augenblicke ein Vulkan seine Lavaströme schleudern würde.

Heimenross fühlte sich zunehmend verunsichert. Er stockte, er verhaspelte sich, verlor den Faden ... Es war, als hätte er nie einen Rhetorik-Coach gehabt. Dabei ließ er sich das Rhetorik-Trainig einiges kosten!

Lazerov allerdings störte sich nicht im Geringsten an den im Niemandsland endenden Sätzen und den fehlenden Brücken zwischen den Worten. Nur wenn Heimenross eine Pause einlegte, sah er kurz von dem merkwürdigen kleinen Gerät auf und justierte es neu, sobald der Redefluss wieder einsetzte.

"Fertig?" fragte er schließlich, als Heimenross seinen Bericht endgültig abbrach. "Nun ja", war die achselzuckende Antwort, "ich habe ja eigentlich von der ganzen Angelegenheit nur am Rande etwas mitbekommen – und auch das nur aus zweiter Hand. In Gesprächen mit den Kollegen im Parlament, und dann eben abends, am Fernseher, als ich ..."

"Gut, dann kann's jetzt ja losgehen", fiel Lazerov ihm ins Wort. Damit holte er ein Tablet aus der Tasche und stellte das merkwürdige kleine Gerät daneben. Dann berührte er beide Utensilien beiläufig mit der Hand und lehnte sich schließlich in seinem Sessel zurück.

Der Informationsverdichter

Jetzt wurde es Heimenross doch zu bunt! Da der andere es offenbar nicht für nötig hielt, ihn in sein Tun einzuweihen, erhob er sich kurzerhand von seinem Platz und stellte sich hinter Lazerov. Auf diese Weise würde er, so hoffte er, mit

eigenen Augen verfolgen können, was hier eigentlich gespielt wurde. Am Ende verulkte dieses maulfaule Muskelpaket ihn sogar und widmete sich in Wahrheit nur irgendeinem Computerspiel!

Was er sah, machte das seltsame Treiben für ihn allerdings auch nicht durchsichtiger. Auf dem Tablet huschten in rascher Folge Bilder und Dokumente vorbei, die – so viel verstand Heimenross immerhin – in irgendeiner Verbindung mit dem Geschehen rund um den Windrad-Toten standen: Fernsehberichte, Polizeiprotokolle, Stellungnahmen von Verbänden und Parteien, ein ärztliches Bulletin, eine Katasterkarte für das Gebiet rund um den Windpark ... Aber was sollte es bringen, das alles einfach an sich vorbeirauschen zu lassen?

Um nicht nur dumm herumzustehen, fragte er schließlich: "Was ist das da neben dem Tablet eigentlich für ein Gerät?"

"Ein Informationsverdichter", erwiderte Lazerov, ohne die Augen von dem Tablet zu wenden.

Eine Erklärung, die nichts erklärte – Heimenross wollte gerade noch einmal nachhaken, da erschien auf dem Bild eine Namensliste, die seine Frage von selbst beantwortete. Offenbar hatte der "Informationsverdichter" all das miteinander verbunden und analysiert, was er durch die elektronische Recherche, den Bericht von Heimenross und wohl auch aus dem einleitenden Strategiespräch bei StarWind hatte aufsaugen können.

Das Ergebnis war eine Liste der Personen, die für eine Einflussnahme auf die weitere Entwicklung des Geschehens besonders vielversprechend erschienen. Dabei handelte es sich fast ausschließlich um Mitglieder einer lokalen Anti-Windkraft-Initiative. Zwei der Namen leuchteten rot auf. Laut Analyse des "Informationsverdichters" waren die entsprechenden Personen offenbar für den bisherigen Verlauf und den Fortgang der Ereignisse von zentraler Bedeutung.

"Margarete, genannt 'Maggie' Rode und Monika Günter", las Lazerov vor. "Kennst du die?"

Heimenross schüttelte den Kopf. "Nein, nie gehört. Wer soll das sein?"

Statt einer Antwort klickte Lazerov die Namen an. Daraufhin gingen auf dem Tablet mehrere Fenster auf, in denen die beiden Frauen jeweils gemeinsam zu sehen waren. Lazerov wischte flüchtig mit der Hand über das Tablet. Bilder flackerten an Heimenross' Auge vorbei, die schon wieder verschwunden waren, kaum dass sie seine Wahrnehmung gestreift hatten.

Am Ende ließ Lazerov ein Bild in voller Größe auf dem Tablet erscheinen. Es zeigte die beiden Frauen an einem nebligen Tag, wie sie unter einem Windrad kauerten. Eine der Frauen hielt die andere im Arm, anscheinend in der Absicht, sie zu trösten. Daneben lag ein Mann reglos auf der nackten Erde.

Heimenross begriff, dass dies eine Aufnahme eben jenes Vorfalls war, um den es in den sozialen Medien einen solchen Hype gegeben hatte. Es wirkte wie ein aus großer Höhe aufgenommenes Bild, das anschließend künstlich vergrößert

worden war. Aber wie war Lazerov an das Bild herangekommen? Soweit Heimenross wusste, gab es doch gar keine Aufnahmen von dem Ort des Geschehens.

"Hast du eine davon schon mal gesehen?" fragte Lazerov, den Blick starr auf das Tablet gerichtet.

Als Heimenross erneut verneinte, ging Lazerov zurück zu der Namensliste. Dieses Mal klickte er die beiden hervorgehobenen Namen einzeln an, woraufhin auf dem Tablet jeweils alle möglichen Informationen zu "Margarete 'Maggie' Rode" oder "Monika Günter" erschienen: Adresse, Beruf, Arbeitsplatz, Kontostand, Kreditwürdigkeit, aktuelle Anrufliste des Handys, Kontakte, Krankheiten, sexuelle Orientierung, Sexualpartner, Urlaubsreisen, Hobbys, politische Überzeugungen ...

Lazerov rief die Adresse von Monika Günter auf. Sogleich war auf dem Tablet eine Art Street-View-Bild des dazugehörigen Wohnumfelds zu sehen. Monika Günter wohnte in einem fünfstöckigen Wohnblock in der Stadt, in einer Seitenstraße mit wenig Verkehr.

"Ungünstig", grummelte Lazerov. "Dann wollen wir mal schauen, wie die andere Dame wohnt."

Er klickte die Adresse von "Margarete Rode" an. Abermals baute sich ein Street-View-Bild auf dem Tablet auf. "Schon besser", stellte Lazerov fest.

Heimenross verstand nicht recht, was Lazerov damit meinte. Was er sah, war ein x-beliebiges altes Häuschen auf dem Land. Etwas abseits gelegen, mit bunten Rolläden und einem halb verwilderten Garten, in dem hier und da eine grünspanüberzogene Tonfigur aus dem Unkraut ragte. Ihm hatte der andere Wohnort besser gefallen.

Lazerov zoomte das Haus näher heran, immer näher, bis eines der Fenster mit den Häkelgardinen in Großaufnahme zu sehen war. Noch ein Klick, und sie standen plötzlich, so wirkte es zumindest auf Heimenross, mitten in der Wohnung.

Ein ungleiches Spiel

Der Security-Chef spielte wieder mit dem Gerät herum, das er "Informationsverdichter" nannte. Irgendwie gelang es ihm dadurch, ihnen einen virtuellen Spaziergang durch die fremde Wohnung zu ermöglichen. Als hätten sie jemanden mit einer Kamera in das Haus geschickt, konnten sie in aller Ruhe die Räumlichkeiten inspizieren. Keine noch so versteckte Ecke war vor dem Blick der geheimen Kamera sicher.

"Ah, sie hat einen Hund", murmelte Lazerov vor sich hin, "darauf müssen wir achten ... Aber im Großen und Ganzen ist das perfekt."

Er rief die Handydaten der beiden Frauen auf und klickte auf "Monika Günter". Heimenross sah, wie auf dem Tablet eine Art Screenshot des Smartphone-Displays erschien. Lazerov ging auf "Kontakte", dann auf "Maggie", und tippte eine Kurznachricht: "Muss dich dringend treffen. Kann am Telefon nicht sprechen. Komm am besten gleich vorbei. Monika" Einen Augenblick später war die Nachricht auf dem Weg zu der Frau, die sich "Maggie" nannte.

Lazerov rief wieder die Street-View-Ansicht des Bauernhäuschens auf. Und tatsächlich: Keine fünf Minuten später öffnete sich die Tür, ein Lichtschein fiel nach draußen, und in diesem war deutlich die Bewohnerin des Hauses zu erkennen. Offenbar hatte Maggie die vermeintliche Nachricht von Monika erhalten. Sie tätschelte ihrem Hund, der sie offenbar gerne begleitet hätte, entschuldigend den Kopf, dann schloss sie die Tür und verschwand in der Nacht.

Zum ersten Mal bemerkte Heimenross die Andeutung eines Lächelns auf Lazerovs Gesicht. Vielleicht war es aber auch nur ein Gesichtszucken, das der Anspannung geschuldet war. Denn es war nur der linke Mundwinkel, der sich zu einem Lächeln zu verziehen schien.

"So", murmelte der seltsame Besucher. "Das Spiel kann beginnen."

Er wandte sich zu Heimenross um: "Einer von uns muss jetzt in die Pathologie, der andere muss in das Haus da rein." Er wies auf das Bauernhaus, das immer noch auf dem Tablet zu sehen war. "Was willst du lieber machen?"

Heimenross runzelte die Stirn. Er verstand rein gar nichts. "Ich weiß nicht, was ...", stotterte er. "Warum sollten wir denn ...?"

"Für lange Erklärungen ist jetzt keine Zeit", wies Lazerov ihn zurecht. Ernst fügte er hinzu: "Wenn wir nicht sofort handeln, ist alles in Gefahr, was du mit StarWind in den vergangenen Jahren aufgebaut hast. Also, was willst du: diskutieren oder die Welt retten?"

"Schon gut", gab Heimenross nach. Er überlegte einen Augenblick: "Pathologie" klang weit ungemütlicher als ein Besuch in dem Bauernhaus ... "Ich nehme das Haus", sagte er daher kurz entschlossen. "Und was soll ich da machen?"

Lazerov griff in seine Tasche und zog einen kleinen, länglichen Gegenstand heraus. "O.k., pass auf", ordnete er dann an. "Diese Schachtel hier musst du irgendwo im Haus deponieren. Such dir einen verborgenen Ort aus, eine Stelle, die du selbst als Versteck wählen würdest, wenn das dein Haus wäre. Und lass das Ding bloß nicht runterfallen. Das könnte ziemlich böse enden für dich!"

Heimenross war die Sache im höchsten Maße suspekt: Wurde hier tatsächlich von ihm verlangt, in ein Haus einzubrechen? Angesichts der dramatischen Worte, mit denen Lazerov die Situation geschildert hatte, fragte er aber nur kleinlaut: "Und wie soll ich in das Haus reinkommen?"

Lazerov öffnete wieder das Street-View-Programm und startete einen virtuellen Rundgang um das Haus. Vor einer Gartentür stoppte er die Kamerafahrt

und wies mit dem Kopf auf das Bild: "Hier, bitte – die Dame pflegt ein sehr offenes Verhältnis zu ihrer Umwelt."

Als Lazerov das Bild vergrößerte, erkannte auch Heimenross: Die Tür war nur angelehnt. Hier kam tatsächlich jeder rein. "Verstanden", nickte er. Während der StarWind-Mitarbeiter seine Sachen zusammenpackte, schob er noch hinterher: "Und was machst du in der Pathologie?"

Lazerovs linker Mundwinkel zuckte wieder. "Frag besser nicht ..." Er stand auf, klemmte seine Tasche unter den Arm und machte Anstalten zu gehen. "Ach so", ergänzte er, auf halbem Weg zur Tür. "Nimm etwas Wurst für den Hund mit. Und denk dran: Deine Zeit ist begrenzt. Am besten machst du dich umgehend auf den Weg."

Heimenross fühlte sich wie ein Rekrut am ersten Tag seiner Ausbildung. "Aber ...", wandte er ein, "wir müssen uns doch irgendwie miteinander abstimmen! Uns Bescheid geben, ob wir erfolgreich waren ... Gib mir doch wenigstens deine Handynummer, damit ..."

"Scheitern verboten", schnitt Lazerov ihm das Wort ab. "Für Nachfragen kannst du jederzeit Grienbaum anrufen. Aber wenn du alles so machst wie besprochen, wird das gar nicht nötig sein. Schalt einfach morgen die Nachrichten ein!"

Sensationelle Entwicklungen

Heimenross konnte sich noch genau an das mulmige Gefühl erinnern, das sich in ihm ausbreitete, als Lazerov gegangen war. Ein paar Sekunden lang hatte er einfach nur dagestanden und auf die ins Schloss gefallene Tür gestarrt. Er hatte sich sogar gefragt, ob das Ganze nicht vielleicht doch nur ein Traum gewesen wäre.

Dann aber war sein Blick auf die kleine längliche Schachtel gefallen, die noch immer höchst real auf dem Tisch lag. Vorsichtig, als handelte es sich bei ihr um ein fremdartiges Reptil, hatte er sie in die Hand genommen und geschüttelt. Dieses seltsame Rappeln ... Ob er vielleicht doch nachsehen sollte, hatte er sich gefragt, was in der Schachtel war? Nein, hatte er schließlich entschieden: Besser nicht! In diesem Punkt hatte Lazerov absolut Recht. Je mehr er über die ganze Sache wusste, desto mehr wurde die Aktion zu seiner eigenen; desto mehr wurde er aus einem bereitwilligen Helfershelfer zu einem Mittäter.

So hatte er sich auch am nächsten Vormittag an Lazerovs Rat gehalten und einfach abgewartet. Allerdings hatte er die ganze Zeit über – ganz egal, in was für einer Besprechung er sich gerade befand – mit einem Auge auf die News-App seines Smartphones geschielt. Endlich, am frühen Nachmittag, war es dann so weit. Per News-Alarm wurde vermeldet: "Sensationelle Entwicklung im Fall des Windrad-Toten!"

Glücklicherweise ging Heimenross zu dem Zeitpunkt nur mit seiner Büroleiterin die Termine für die kommende Woche durch. So konnte er sich problemlos in sein Büro zurückziehen und sich dort in aller Ruhe durch die News-Portale klicken. Im Radio, das er sicherheitshalber auch eingeschaltet hatte, war die Meldung sogar die Top-Nachricht: "Im Fall des angeblich an Infraschall gestorbenen Mannes, der gestern unter einem Windrad gefunden worden war, hat es eine überraschende Wendung gegeben. Eine zweite, eingehendere Obduktion hat ergeben, dass der Mann offenbar eine hohe Dosis Arsen im Blut hatte. Laut Angaben der Polizei kann derzeit ein Gewaltverbrechen nicht ausgeschlossen werden."

Kurz darauf hatte Heimenross einen Anruf von dem Redakteur erhalten, der am vergangenen Abend für ihn nicht zu erreichen gewesen war. Ob er schon gehört habe ...? Und würde er am Abend wohl für ein Interview zur Verfügung stehen?

Von da an entwickelten die Dinge eine Eigendynamik, die ganz nach Heimenross' Geschmack war. Devote Anfragen für Stellungnahmen, betretenes Zurückrudern bei den Skandaljournalisten, die gestern noch den Weltuntergang durch Infraschall herbeigeredet hatten, uneingeschränkte Rehabilitation der Windkraft.

Ein hinterhältiger Plan

Heimenross genehmigte sich noch einen Schluck Wein und rief erneut den Beitrag aus den Hauptnachrichten auf. Er konnte sich einfach nicht sattsehen daran. Wie er da so staatsmännisch vor der Kamera stand und die Dinge in aller Ruhe auf den Punkt brachte ... Das war, ohne dass er sich selbst loben wollte, eine echte Meisterleistung!

Mit ernster Miene leitete die Nachrichtensprecherin den Bericht ein: "Im Fall des so genannten 'Windrad-Toten' haben sich seit heute Mittag die Ereignisse überschlagen. Nachdem zunächst eine tödliche Dosis Gift im Körper des Verstorbenen nachgewiesen worden war, hat die Polizei einen anonymen Hinweis auf eine Tatverdächtige erhalten."

Sie wandte den Kopf zur Seite, wo sich im selben Augenblick ein zweites Bildfenster öffnete. In Großaufnahme eingeblendet: Heimenross vor dem Parlamentsgebäude. "Zugeschaltet ist uns nun Energieminister Heimenross", leitete die Sprecherin das Interview ein. "Herr Dr. Heimenross, wie bewerten Sie die jüngsten Entwicklungen?"

"Lassen Sie mich zunächst", erklärte Heimenross, seine Worte sorgsam abwägend, "den Angehörigen des Verstorbenen mein Beileid aussprechen. Ihr Gatte, Vater, Bruder ist ja gewissermaßen gleich zweifach zum Opfer geworden, in-

dem sein Tod auf abscheuliche Weise für Terrorpropaganda genutzt worden ist. Denn dies ist etwas, wovor wir die Augen nicht länger verschließen dürfen: dass die Zukunft unseres Planeten durch terroristische Aktivitäten gefährdet wird."

"Terrorismus ist ein hartes Wort", gab die Interviewerin zu bedenken. "Sollten wir mit der Verwendung des Begriffs nicht vorsichtiger sein?"

Heimenross blickte entschlossen in die Kamera. "Ich benutze diesen Begriff auch nicht gerne, das können Sie mir glauben. Aber wie anders sollen wir es denn nennen, wenn hier Windkraftgegner einen der Ihren auf hinterhältige Weise töten, um den Anschein der gesundheitlichen Gefährdung durch Windräder zu erwecken?"

"Vielleicht sollten wir uns zunächst einmal auf den neusten Stand der Entwicklungen bringen lassen", schlug die Interviewerin vor.

Dies war für die Regie das Zeichen, einen Film vom Ort des Geschehens einzuspielen. Im Hintergrund war ein altes Bauernhaus zu sehen, das Heimenross nur allzu gut kannte. Aus dem Off erläuterte eine Stimme: "In diesem Haus hat die Polizei heute Nachmittag das Gift sichergestellt, das mutmaßlich zum Tod des Opfers geführt hat. Dringend tatverdächtig ist die Besitzerin des Hauses, die 42-jährige Bauzeichnerin Margarete R. Unser Reporter hat mit dem Einsatzleiter gesprochen."

Die Kamera zoomte zwei Männer heran, von denen einer eine Polizeiuniform trug. Auf die Frage, ob das Gift mit Hilfe von Spürhunden gefunden worden sei, entgegnete dieser: "Im Notfall hätten wir natürlich auch Spürhunde anfordern können. In diesem Fall ist das aber nicht nötig gewesen, weil die mutmaßliche Täterin ein sehr naheliegendes Versteck ausgewählt hat. Das Haus verfügt über einen Vorratskeller, der über eine Bodenluke zu erreichen ist. Dort haben wir natürlich gleich als Erstes nach dem Gift gesucht."

Auch beim vierten Ansehen des Berichts musste Heimenross grinsen, als er die Worte hörte. Besser hätte er das Versteck gar nicht auswählen können! Für die Polizei war es "naheliegend", gleichzeitig war der Ort für die Hausbesitzerin aber völlig unverdächtig. Selbst wenn sie zwischenzeitlich in den Vorratskeller hinabgestiegen wäre, hätte sie die unauffällige Schachtel hinter den dicken Einmachgläsern nicht bemerkt.

Während die beiden Männer ihr Gespräch noch ein wenig fortsetzten, bemerkte Heimenross etwas, das ihm zuvor gar nicht aufgefallen war. Dort hinten, am linken Bildrand: War das nicht ...? Doch, tatsächlich, das war das Hündchen, das er mit der Wurst hatte bestechen müssen. Auch das hatte ganz hervorragend funktioniert. Zwar war der Hund bellend auf ihn zugekommen, als er die Gartentür geöffnet hatte. Gleichzeitig hatte er jedoch gewedelt, war also nicht unbedingt feindselig gestimmt. In der Tat ließ er sich mit der Wurst auch problemlos bestechen. Sobald er sie erhalten hatte, war er freundlich hinter

Heimenross hergetrottet, in der festen Überzeugung, dass ein so freigiebiger Wurstspender kein schlechter Mensch sein könne.

Der Reporter gab wieder zurück ins Studio. Das Fenster mit Heimenross vor dem Parlamentsgebäude öffnete sich noch einmal, die Interviewerin drehte sich erneut zu ihm hin und bat um eine abschließende Einschätzung: "Welche Schlüsse sind nun aus den tragischen Ereignissen zu ziehen?"

Heimenross setzte seine Machermiene auf, die zugleich Besorgnis und Beschwichtigung ausstrahlen sollte: "Nun, ich denke, dass der Verfassungsschutz ein Auge auf die einschlägigen Gruppen haben muss. Es kann nicht sein, dass wir den menschenverachtenden Aktivitäten gewaltbereiter Extremisten tatenlos zusehen. Gleichzeitig möchte ich aber hier und heute auch betonen, dass die Politik für die Sorgen und Nöte der Bürgerinnen und Bürger stets ein offenes Ohr hat. Wer seine Bedenken auf demokratische Weise äußert, wird auch in Zukunft Gehör finden!"

Heimenross schaltete den Fernseher aus und griff nach seinem Rotweinglas. Genießerisch ließ er die letzten Weintropfen über seine Zunge perlen. Ob er sich vielleicht noch eine zweite Flasche gönnen sollte? Nein, besser nicht, morgen wartete wieder ein anstrengender Tag auf ihn, da konnte er es sich nicht leisten, verkatert zu sein.

Er streckte sich auf der Couch aus und schloss zufrieden die Augen. Lazerov hatte Wort gehalten: Alles hatte sich wieder eingerenkt – und das in noch nicht einmal einem Tag! Generalstabsmäßige Planung, akribische Ausführung, diskrete Ergebniskontrolle – besser konnte der Chef einer Security-Abteilung einfach nicht agieren.

Heimenross glitt hinüber in einen Traum, in dem er an einem Strand lag, den Körper in das prickelnde Nadelkissen des warmen Sandes gehüllt, den Blick auf Windräder gerichtet, deren Flügel die Sonne mit einem Himmel voller Sterne schmückte. Als er auch im Traum die Augen schloss, verwandelten sich die Windräder in hoch aufgeschossene Hawaiianerinnen, die ihm mit palmengroßen Armen Luft zufächelten.

Bildnachweise: Swirls 69963 (Pixabay); Reimund Bertrams: Beta Lyrae (Pixabay); FreeFotos. Wald (Pixabay); Franz von Stuck (1863-1928): Luzifer (1890)